XI. Erinnerungen

Herta Gattinger

Ferien in Kalkofen

Also, ich bin die Tochter von Otto Geyer, Enkelin von Heinrich Geyer, oben vom Leitersberg. In den Ferien waren wir viel in der Heimat meiner Mutter in Bad Kreuznach-Winzenheim, aber ein paar Tage in Kalkofen gehörten auch dazu. Mein Bruder Fred (Jahrgang 1935) und ich (Jahrgang 1928) waren die jüngsten Enkel und genossen das Verwöhntwerden. Wenn mir mal was nicht so schmeckte, sagte Großmutter immer: „Back dem Kind e Ai!“ Gespielt habe meist mit Gisela Koch (heute Lenz), unsere Väter waren die besten Freunde. Den Leitersberg bin ich unzählige Male rauf- und runtergegangen. Ich kann mich auch noch gut an das Wasserholen erinnern; die Pumpe oben vorm Haus ging sehr schwer, meistens lief ich bis zum Metzger Bastian runter, um dort Wasser zu holen.

Treffpunkt „uff de Gass“ in den 20er/30er Jahren

Die Familie Kreis ist mir natürlich in Erinnerung und besonders „'s Kreise Lina“. Deren Haus kenne ich noch aus der Zeit vor dem Umbau. Die Scheune hinterm Haus hieß „Kattels Scheier“; diese Bezeichnung bezog sich auf Karoline Troubal, die die Schwiegermutter meiner Tante Lise, der älteren Schwester meines Vaters, gewesen sein. Von der Troubal-Lina weiß ich nur noch, dass sie so eine dunkele Stimme hatte und die „R“ gerollt hat.

Nach dem Krieg war es wegen der Besatzungszonen (Kalkofen war französisch, wir in Winzenheim waren amerikanisch) etwas schwierig mit dem Verreisen, und ich kam selten nach Kalkofen. Ich war dann aber ein oder zwei Mal zur Maimusik oder Kerb da.

1979 machte ich mit meinem Mann eine Kreuzfahrt bis zum Kaukasus. Wir waren auf dem Schiff viel mit vier Ludwigshafener Ehepaaren zusammen. Ein Ehepaar sagte, dass sie keine Ludwigshafener seien und aus der Nordpfalz stammten. Na, da gingen wir der Sache auf den Grund und erfuhren, dass sie aus Winterborn oder Münsterappel kamen. Ihr Name fällt mir nicht mehr ein, ich glaube, die Frau hieß Gerlinde. Jedenfalls kannten sie die Töchter Kreis sehr gut, Fritz Blanck auch, und wir stellten ganz hinten im Schwarzen Meer fest, dass wir sehr wahrscheinlich in Kalkofen bei Blancks schon mal zusammen getanzt hatten. Die berühmte „kleine Welt“!

Im Jahre 1935 war ich auch in Kalkofen, zog mit Gisela durch den Ort und erzählte allen Leuten, dass ich ein Brüderchen bekommen hätte. Eine Zeitungsanzeige war dann nicht mehr nötig...

Mein Vater hatte ja bei Pfeiffer in Alsenz den Buchdruck gelernt und ging 1925 nach Weinheim zu einer kleinen Zeitung, dem „Weinheimer Anzeiger“, die dann von der Parteipresse „geschluckt“ wurde. Nach dem Krieg ging er wieder zur alten Firma; Zeitung war nicht mehr, dafür wurde neben allgemeinem Druck auch das Adressbuch gemacht.

Dieser Brief stammt aus dem Jahre 1999. Jetzt, im Dezember 2014, ist Frau Gattinger Witwe, 86 Jahre alt und wohnt wieder in Weinheim. Sie grüßt alle Bürger von Kalkofen und wünscht uns allen ein schönes Jubiläumsjahr 2015.

Willi Dickes

In Kalkofen geboren – Rückblick auf mein Leben[1]

Elternhaus und Kindheit

Mein Zuhause

1927, mein Geburtsjahr, liegt fast genau in der Mitte zwischen dem Ende des ersten und dem Beginn des zweiten Weltkrieges. Ich kam in Kalkofen als „Benjamin" der Eheleute Ludwig und Elisabeth Dickes auf die Welt. Ich war ein – sicher familiär nicht geplanter – Nachkömmling. Walter war bereits 9, Else 6 und Eugen 5 Jahre alt.[2] Unsere Familie war nun auf sechs Personen angewachsen. Wir wohnten im Elternhaus des Vaters, wie vor uns schon viele Generationen. Seit dem Ende des 30-jährigen Krieges gibt es den Namen „Dickes" in Kalkofen. Die ersten waren aus der Zweibrücker Gegend gekommen. Laut Prof. Christmann, Kaiserslautern, beschreibt der Name keine Eigenschaft, sondern ist von „Benedictus" abgeleitet.

Unser Haus stand mitten im Dorf, eingezwängt zwischen den anderen Häusern, Scheunen und Ställen. Auch heute noch kann ich mich an die Atmosphäre erinnern, erlebe die Gefühle, spüre Angst oder Freude und die Geborgenheit des einfachen Elternhauses. Auch der Duft der Misthaufen und der Stallgeruch sind mir noch gegenwärtig.

Meine Eltern hatten einen Dorfladen, ca. 6 ha Äcker, Vater, der „Schmidlui", war Huf- und Wagenschmiedemeister. Zusammen mit dem Gesellen Willi, der auch bei uns wohnte, beschlug er die bäuerlichen Zugtiere, Ochsen, Kühe und Pferde. Alle Geräte und Maschinen wurden, wenn nötig, repariert werden.[3]

Vater schrieb alles, was tagsüber in der Schmiede vollbracht worden war, auf eine 50 x 20 cm große Schiefertafel, trug es am Wochenende in das „Schmiedbuch" ein und fertigte am Jahresende die Jahresrechnung für die einzelnen Bauern. Der reichste Bauer hatte eine Jahresrechnung von ungefähr 200 DM. Insgesamt kamen ca. 3000 DM pro Jahr herein. Der Verdienst aus dem Laden belief sich auf ca. 1000 DM, das ergab insgesamt also ein Monatseinkommen von rund 330 DM für 6

Von links nach re.: Eugen Dickes, Ludwig Dickes, Else, L. Dickes' Frau Elisabeth, davor Willi[2]

[1] Einzelne Teile dieses Berichtes erschienen bereits im „Donnersberger Jahrbuch", 1999, 2000 und 2004.

[2] Dieses Bild ist ein Ausschnitt aus einem Foto, das im Kapitel „Der 2. Weltkrieg" abgedruckt ist, S. 94. Im Kapitel über die Kalkofener Schule, S. 279, findet sich ein Schulbild von 1929; auf diesem Bild sind auch Walter und Else Dickes zu sehen.

[3] Eine Beschreibung der Arbeit in der Schmiede ist in Willi Dickes' Aufsatz „Beim Dorfschmied", im Kapitel „Handwerk und Gewerbe", S. 404ff, nachzulesen.

Personen. Brot erhielten wir vom Bäcker unbar, indem wir das Brotbüchlein vorlegten. Nach der Ernte brachte mein Vater Korn zur Mühle in Alsenz, das Mehl brachte er dem Bäcker, der am Jahresende genau abrechnete. Jedes Jahr wurde ein Schwein geschlachtet. Gemüse und Obst bezogen wir aus dem Garten bzw. dem Obststück, Wein kam aus dem eigenen Weinberg. Die Milch wurde abgeliefert, Butter und Käse mit dem Milchpreis verrechnet.

Mutter hatte eine Vertretung für „Esslinger Wolle". Soweit ich zurückblicken kann, war ich daher in Wolle gehüllt: schwarze, dicke Wollstrümpfe, Wollpullover, Wolljacke und eine Wollzipfelmütze, alles selber gestrickt!

Ich denke an einen Wintermorgen zurück, da war ich vielleicht vier Jahre alt. Ich wachte auf, es war dunkel und kalt. Draußen, das heißt außerhalb der dicken, mit Gänsefedern gefüllten Bettdecken, war es eiskalt. Die Fensterscheiben waren durch die Kälte undurchsichtig, dafür prangten sie im Schmuck herrlicher Eisblumen. Wollte man hinausschauen, musste man erst ein Loch in die Eisblumenpracht hauchen. Es war früh morgens, die Zeit kurz vor dem Aufstehen meiner Eltern. Ich tastete mich durch die Kälte und Dunkelheit zum Bett meines Vaters und schlüpfe unter die Federdecke, kuschelte mich fest an ihn, fühlte mich wohlig warm, geborgen, sicher und rundum glücklich. Doch dann standen die Eltern auf, ich blieb allein zurück. Ohne Übergang wurde aus dem vollkommenen Glück schreckliche Angst. Ich wagte kaum zu atmen oder gar mich zu bewegen. Das kalte, dunkle Zimmer war voller Gespenster und Schemen, die bedrohlich auf mich lauerten. Ich verharrte regungslos, bis ich die Schritte meines Vaters hörte, der mit seinen genagelten Schuhen über den gepflasterten Hof zur Schmiede ging.

Kurze Zeit später sah ich die tanzenden Muster und Figuren, die das Schmiedefeuer an die finstere Zimmerdecke und Wand zauberte. Dann ertönte der Klang des Hammers auf dem Amboss. Das war in meinen Ohren die schönste Melodie; mal bimmelte es hell, mal klopfte es dumpf, Geschwindigkeit und Lautstärke variierten. Im Nu hatte die hammerbewehrte Hand des Vaters und das lustige Spiel des Schmiedefeuers das böse Nachtgelichter vertrieben, und ich wartete glücklich im mollig-warmen Bett, bis Mutter kam, um mir beim Anziehen und Waschen zu helfen.

Eines Morgens jedoch – ich war noch nicht viel älter –, als ich wach wurde und wie üblich nach „Mame" rief, damit sie mich aus dem Bett hole, kam sie nicht. So verließ ich die Schlafstatt, ging bis zur Treppe und rief erneut, jedoch „Mame" reagierte nicht. Also stieg ich die Treppe hinunter und ging in die Küche; aber dort war „Mame" auch nicht. Barfuß, wie ich war, lief ich in den Hof und setzte dann, schon ein wenig in Panik, auf der Straße, der „Gass", die Suche fort. Wie gesagt, barfuß, außerdem trug ich nur ein kurzes, blaues Hemdchen – zum Glück war es Sommer.

Ohne dass ich irgendjemandem begegnete, führte mich meine Suchaktion in den Talweg, wo endlich ein Mensch auftauchte, die „Renner-Lott". „Ei, Willische, wo willsche dann hie? Du verkälscht dich jo!" – „Ich such mei Mame", lautete meine Auskunft. Ohne Kommentar lief die Frau ins Haus und kam gleich darauf mit einer Frauenunterhose wieder heraus, die sie mir anzog; so bekleidet, wurde ich nach Hause geschickt. Das Kleidungsstück bedeckte meine Blöße von den Knöcheln bis zum Brustkorb. War ich auf dem Hinweg keinem Menschen begegnet, so traf ich jetzt umso mehr: Die Schulkinder hatten große Pause und strömten gerade

heim, um ein Butterbrot zu essen. Mein nicht alltäglicher, wunderlicher Aufzug löste Jubel und Freude aus.

„Du dummer Bub, was machsche dann fer Dummheide!“, nahm mich „Mame“ in Empfang. Kleinlaut und weinerlich erwiderte ich: „Ei, du worsch jo net do, do hun ich Angst kried!“ Die Eltern hatten Viehfutter vom Feld geholt.

Mein Großvater, Johannes Dickes, war auch Schmied gewesen – der „Schmidhannes“. Er war gleichzeitig auch Bauer. Als er starb, hatte er, wie in Südwestdeutschland üblich, sein Vermögen der Kinderzahl entsprechend in fünf Teile aufgeteilt. Mein Vater konnte davon nicht leben. Also musste er Äcker von seinen Geschwistern zurückkaufen. Später machte ein Großbauer Pleite, und meine Eltern ersteigerten einen Acker in der Größe von einem Hektar. Um das alles finanziell zu stemmen, musste jeder Pfennig dreimal umgedreht werden. Dummerweise war kurz vorher die Scheune abgebrannt, und da das Geld knapp war, hatten die Eltern die Brandversicherung gekündigt. Eugen lag seit einem Jahr im Bett. Er hatte die „englische Krankheit“ (Rachitis). Um das Maß voll zu machen, erblickte ich just in dieser schwierigen Zeit das Licht der Welt. Da war guter Rat teuer.

Zum Glück war der zuständige Versicherungsagent nicht nur Vertreter, sondern auch ein mitfühlender Mensch. Er „übersah“ die Kündigung und übernahm die Brandregulierung, als sei die Versicherung nie gekündigt worden. Somit war die Situation entschärft; aber weiterhin musste jeder Pfennig für die Nachzahlung der Versicherungsprämie, die Abzahlung der Äcker und die Arztrechnungen aufgebracht werden.

Eugens Krankheit dauerte zwei Jahre. Er wurde zwei Jahre später als normal, also erst mit acht Jahren, eingeschult. Jedoch die Nachwirkungen der Krankheit begleiteten ihn fast sein ganzes Leben.

Walter war neun Jahre älter als ich. Er lernte nach der Schulentlassung, damals nach der 7. Klasse, bei unserem Vater das Schmiedehandwerk. Während seiner Lehrzeit gab es noch einen Gesellen namens Willi, den ich sehr mochte. Das war „unser großer Willi“. Er hatte „Familienanschluss“, d.h. Verpflegung und Unterkunft waren Teil seines Lohnes. Während der Ernte half er auch auf dem Feld mit. Während der Kartoffelernte saßen wir einmal alle beim Abendessen, als das elektrische Licht ausfiel. Mit Kerzen und einer Petroleumlampe sorgte Mutter für Beleuchtung. Angeregt durch das gemütliche Kerzenlicht machte ich Faxen, indem ich durch Handbewegungen Schattenbilder an die Wand projizierte. Da fragte der „große Willi“ plötzlich und ein wenig provokativ: „No, Williche, wen vun uns hosch du denn am allerliebschde?“ Da saßen meine Eltern, die Schwester, die beiden Brüder, Willi und ich um den Tisch, und ich sollte diese doch schwerwiegende Antwort einfach so aus dem Ärmel schütteln! Ich schaute alle der Reihe nach an, konnte und wollte doch niemanden bloßstellen, dachte krampfhaft nach. In letzter Sekunde, als schon keiner mehr mit meinem „Urteil“ rechnete, platzte ich heraus: “Ei, des klä Kelbche draus im Stall.“ Alle lachten ob dieses diplomatischen Urteils.

Ich war das Nesthäkchen, deswegen hatte ich Vorrechte meinen Geschwistern gegenüber. Ich durfte zum Beispiel beim Kaffeetrinken meine Brote doppelt belegen, mit Butter und „Latwerge“, selbstgemachter Zwetschgenmarmelade. Ich bekam Kakao, musste keinen sauren Salat essen, bekam ihn gezuckert. Die übrige Familie trank Muckefuck, d.h. Malzkaffee, nur an Festtagen wurden ein paar Bohnen echten Kaffees beigemischt. Im Winter gab es abends oft „Gequellte“,

d.h. Pellkartoffeln mit Dunges (in der Pfanne erhitztem Fett) dazu. Jeder schälte sich seine Kartoffel und tunkte sie („dunkte"; daher der Name „Dunges" = eingetunkte Kartoffeln) in das heiße Fett. Dazu gab es rote Rüben und eingelegte Heringe. Das mochte ich nicht. Deshalb aß ich etwas anderes, d.h. ich bekam die sprichwörtliche Extrawurst, und die Geschwister nahmen das ganz selbstverständlich hin, ohne zu murren – ich war eben „des Williche". Diese Verkleinerungsform begleitete mich bis ins Erwachsenenalter.

Die Hausschlachtung

Einmal im Jahr, in der kalten Jahreszeit, fand das Schlachtfest statt. Von den drei oder vier gemästeten Schweinen war eins für den Eigenbedarf bestimmt. Morgens um halb 8 Uhr kam der Metzger. Das ahnungslose, sprichwörtlich „arme Schwein" wurde aus dem Stall gelockt, was gar nicht so einfach war. Als ob es geahnt hätte, worum es geht, sträubte es sich heftig, musste gezogen und geschoben werden. Der Metzger stand schon mit der Axt bereit, um es vom Leben zum Tod zu befördern. Nach dem ersten Schlag auf den Kopf schrie es wie am Spieß, nach dem zweiten Schlag sackte es zusammen. Sofort wurde der Hals aufgeschnitten, das Blut musste warm aufgefangen werden. Dann landete das Tier in einem badewannenähnlichen, mit heißem Wasser gefülltem Gefäß und wurde von den Borsten befreit. Nachdem es auf diese Weise gesäubert war, wurde es an den Hinterbeinen aufgehängt und der Länge nach aufgeschnitten. Von den Innereinen befreit blieb es hängen, bis der Fleischbeschauer das Tier nach Trichinen untersucht und zum Verzehr freigegeben hatte. Inzwischen kochte im großen Kochkessel bereits das Wasser. Die Därme wurden sorgfältig gereinigt, das für die Würste vorgesehene Fleisch wurde durch eine Maschine gelassen und in die Därme hineingepresst; diese wurden anschließend im Kessel gekocht. Bratwürste und Schinken kamen in die Räucherkammer. Der gesäuberten Magen diente zur Zubereitung des „Schwartenmagens" oder „Saumagens". Die gekochten Würste wurden auf einem großen Brett ausgebreitet, bis sie abgekühlt waren. Die Kochbrühe, genannt „Metzelsupp" landete zum größten Teil bei den Nachbarn. Sehr gut schmeckte das sogenannte „Füllsel", das aus Blut, gekochten Fleischstücken und Kartoffeln bestand.

Kinderspiele

Mein Hauptspielzeug war der Reifen, ein Eisenreifen, den man mit einem Stöckchen vor sich hertrieb. Im Frühjahr wurde „getrillert", d.h., ein ca. 5 cm hoher Kreisel wurde mit einer Peitschenschnur umwickelt. Indem man die Schnur schnell abzog, fing der Triller an zu tanzen, mit gezielten Peitschenhieben wurde er am Tanzen gehalten.

Die Mädchen spielten viele Kreisspiele. Sie bildeten einen Kreis, nahmen sich an den Händen, drehten sich und sangen dazu: „Die Tiroler sind lustig, die Tiroler sind froh, sie verkaufen ihr Bettchen und schlafen auf Stroh" oder „Es war einmal ein kleiner Mann".

Mit bunten Gummibällen „ratzten" sie, d.h. schubsten mit großer Ausdauer den Ball mit dem Kopf, dem Unterarm, dem Knie gegen eine Wand. In der Schule gab es keine Turnhalle. Deshalb wurde in den Sportstunden meistens Völkerball gespielt, wurden Wettrennen, ohne Stoppuhr, veranstaltet; manchmal wurde auch auf abgeernteten Wiesen Fußball gespielt.

Im Winter spielte natürlich Schlittenfahren eine große Rolle. In dieser Zeit fand auch am Nachmittag Unterricht statt – „An Allerheiligen und Allerseele fängt die Winterschul o se quäle." Den Nachmittagsunterricht nutzte der Lehrer zum gemeinsamen Schlittern. Ich hatte nur einen „Glitzkasten" d.h. eine Art Schlitten Marke Eigenbau. Als der Lehrer dieses Gerät zum ersten Mal sah, lachte er mich aus. Umso mehr staunte er, als ich der Schnellste war. Das Schönste am Schlittenfahren war die Tatsache, dass am nächsten Morgen vor Unterrichtsbeginn die „Frau Lehrer" verkündete: „Ihr könnt nach Hause gehen, der Herr Lehrer ist krank." Da wir mit dieser Tatsache gerechnet hatten – es war jedes Mal so –, waren wir schon mit Schlitten zur Schule gekommen, banden drei Schlitten aneinander und sausten mit diesem „Schlittenzug" die Hänge hinunter.

Aus dieser Zeit – Kalkofener Dorfjugend mit Skiern, vom Wagner im Dorf angefertigt

Ein Unfall

Einmal – es muss um die Zeit gewesen sein, als ich in die Schule kam – hatte ich ein Erlebnis mit meinen Brüdern, das ich auch heute noch ganz genau in Erinnerung habe. Mein Bruder Eugen und ich hatten Streit mit unserem älteren Bruder Walter. Der war gerade damit beschäftigt, in Eimern Wasser vom Röhrbrunnen in den Stall zu schleppen, um die Kühe zu tränken. Er hatte in jeder Hand einen Eimer, und solange diese Arbeit anhielt, waren ihm die Hände gebunden. Diese Frist nutzten wir, indem wir uns über eine wackelige Leiter auf den Schuppen zurückzogen. Mit einer Schnur befestigten wir eine Holzstange vor dem offenen Schuppeneingang in der Hoffnung, so vor Walter sicher zu sein. Wie irrig diese Annahme war, zeigte sich schnell und eindrucksvoll. Als ich nämlich unsere schützende Schranke ein klein wenig berührte, riss die Schnur und ich stürzte mitsamt der Schutzstange kopfüber in die Tiefe und blieb liegen. Eugen war fürchterlich erschrocken und forderte mich voller Angst auf, wieder zu ihm hoch zu klettern. Den Gefallen konnte ich ihm jedoch nicht tun. Nach kurzer Bewusstlosigkeit kam ich durch sein Rufen wieder zu mir, rappelte mich auf und betastete meinen

schmerzenden Schädel. Ich spürte Blut über Stirn und Hand laufen, was mir einen gehörigen Schrecken einjagte.

Ohne auf Eugen zu hören, schwankte ich über den Hof und erreichte die Haustür, als meine Mutter gerade mit einem Melkeimer heraustrat, um in den Kuhstall zu gehen. Bevor sie in der Dämmerung meine Verletzung erkennen konnte, wisperte ich mit kläglicher Stimme: „Mudder helf, Mudder bäd, Mudder ich sein vum Schopp gefall!" Mudder stellte wortlos den Eimer hin, half mir die Treppe hoch, legte mich im Zimmer aufs Kanapee und tröstete mich, indem sie sagte, dass ich daran bestimmt nicht sterben würde. Dann lief sie zur Post, wo das einzige Telefon im Dorf war, um den Doktor anzurufen.

Eugen hatte inzwischen seine so wenig sichere Zuflucht verlassen und musste jetzt nicht nur Walters Schläge fürchten, sondern auch noch Mutters Strafgericht gewärtig sein, was ihm jedoch in der allgemeinen Aufregung erspart blieb. Bis der Doktor aus Alsenz kam, vergingen noch mehr als zwei Stunden. Ich lag indessen auf dem Kanapee und hatte außer der Angst auch heftige Kopfschmerzen, die ein wenig dadurch gelindert wurden, dass nicht nur die ganze Familie, sondern auch Nachbarn um mich herumstanden, mich bestaunten und trösteten. So sah ich mich plötzlich und unerwartet im Mittelpunkt und kam mir entsprechend wichtig vor.

Als endlich der Arzt kam, war das Abendessen vorbei, und die ganze Familie nebst einigen Nachbarn saß, wie an Winterabenden üblich, im warmen Zimmer. Dieses gemütliche Beisammensein nannte man „Maije". (Maije = mhd.: nach ländlicher Art zu einem Plauderstündchen zusammenkommen) Doktor Osthelder beugte sich zu mir herunter, nahm die Platzwunde in Augenschein und begann energisch mit der Säuberung derselben. Das tat natürlich weh, woraufhin ich sofort laut zu heulen begann. Der Doktor unterbrach seine Tätigkeit, sah mich durch seinen Kneifer streng an und sagte: „Mei liewer Bub, du willst doch Soldat werden!" Mit weinerlicher Stimme flüsterte ich: „Allemol". Daraufhin der Arzt: „Wer weint, kommt aber nicht zu den Soldaten." Prompt verstummte mein Geheul, und der Doktor konnte seine Tätigkeit ungestört fortsetzen.

Ich hatte eine fingerbreite Platzwunde auf der Stirn und eine leichte Gehirnerschütterung. Nach einer Woche konnte ich Bett und Haus wieder verlassen. Eine rotglänzende, zwei Zentimeter lange Narbe blieb zurück, und der in die Familiengeschichte eingegangene Spruch „Mudder helf, Mudder bäd, Mudder ich sein vum Schopp gefall".

Mein Elternhaus war ursprünglich einstöckig. Walter und unser Geselle schliefen in einem Bett, Eugen und ich ebenfalls. Else hatte ein eigenes Zimmerchen. Das Elternschlafzimmer hatte schiefe Wände. 1936 war der geschilderte finanzielle Engpass überwunden und soviel Kapital angespart, dass das Haus um ein Stockwerk erhöht werden konnte. Jetzt waren natürlich mehr Zimmer vorhanden, war alles nicht mehr so beengt.

Das Dorfleben: Der Alltag

Meine Eltern mussten schwer arbeiten. Vater stand von 7 Uhr an, manchmal schon früher, in der Schmiede. Mutter versorgte den Haushalt, war für das Melken der Kühe zuständig und half zu Stoßzeiten auch auf dem Feld. Bei der Heuernte musste sie morgens um 3 Uhr Luzerne-Heu in Garben binden. Das konnte nur gemacht werden, wenn noch Nachtfeuchtigkeit da war.

Vater und Willi arbeiteten in der Schmiede, Else half Mutter, Eugen mistete den Stall aus. Die Bauern brachten ihre Sensen, die mit dem Hammer geschärft wurden. Das nannte man dengeln. Das Dengelgeräusch habe ich heute noch in den Ohren.

Bei der Getreideernte fuhr die ganze Familie mit dem Kuhfuhrwerk zu den einzelnen Äckern. Mittagessen fand auf dem Acker statt. Das war neben dem Nachmittagskaffee das Schönste. Mit der Mähmaschine wurde das Getreide – Braugerste, Roggen, Weizen und Hafer – gemäht. Ich durfte auf dem Sitz der Maschine die Kühe lenken. Walter portionierte die Halme, Vater band sie in Garben, nachdem Mutter, Else und unser großer Willi die Vorbereitung dazu geschafft hatten. Abends musste Mutter noch kochen und melken. Da die Kühe schwer gearbeitet hatten, gaben sie aber kaum noch Milch. Mutter sagte: „Die sind schon gemolken, die haben ihre Milch heute schon gegeben."

Die Landwirtschaft, einst ein „hartes Brot"

Im Dorf gab es wenig Abwechslung. Die Leute mussten hart arbeiten, abends ging es früh zu Bett. Nur im Winter fand nach dem Nachtessen noch Geselligkeit statt. Meistens wurden dabei jedoch Arbeiten erledigt. Dazu wurden Volkslieder gesungen, z.B. „Am Brunnen vor dem Tore". Frauen aus zwei oder drei Nachbarhäusern trafen sich und entkernten Zwetschgen, die am nächsten Tag im großen Kessel erhitzt und zu Zwetschgen-Latwerge verarbeitet wurden. Da mussten wir Kinder ständig mit einem großen Holzlöffel rühren, damit der Inhalt gleichmäßig gar wurde und nichts anbrannte. Obwohl das unwahrscheinlich langweilig war, ist uns nie der Kesselinhalt angebrannt, und es war ein wunderbares Gefühl, wenn nach fünf- bis sechsstündigem Umrühren das Werk vollendet war und wir die noch warme Latwerge probieren durften.

Im Winter besuchten sich die Nachbarn abends. Das nannte man „maijen". Da wurde erzählt, manchmal gesungen, aber es wurde nichts gegessen oder getrunken. Mein Vater erzählte dann Erlebnisse aus dem Krieg. Mit einfachen Worten erzählte er sehr spannend, wie er einmal auf einem Meldegang von englischer Artillerie

beschossen und verschüttet wurde. Sein Kamerad, der auch „Lui“ hieß, sah sein Gewehr herausragen und buddelte ihn frei. (20 Jahre später besuchte „Lui“ uns in Kalkofen.) Während des Erzählens saß ich auf seinem Fuß, und er schaukelte mich dabei.

Sonntags wurde nicht auf dem Feld gearbeitet. Nur das Vieh wurde gefüttert, der Stall entmistet, die Kühe gemolken. Um 10 Uhr war zweimal im Monat Gottesdienst. Der Pfarrer kam aus Münsterappel; er hatte außer Kalkofen noch zwei andere Dörfer zu betreuen. Man ging in die Kirche, einige Bauern waren bekannt dafür, dass sie regelmäßig einschliefen.

Das Dorfleben: Feste und Feiertage

Die jungen Mädchen trafen sich am Nachmittag und liefen über die „Gass“, manchmal sangen sie dabei. Abends traf sich die Jugend im Wirtshaus. Nach Schallplattenmusik konnte auch getanzt werden. Die Jungen meinten, ihre Männlichkeit zu beweisen zu müssen, indem sie bis zu 18 Glas Bier hinunterschütteten. Gegen 22 Uhr begleiteten sie die Mädchen nach Hause.

Die Kalkofener Dorfjugend; das Foto stammt aus den 20er Jahren.

Neben den kirchlichen Festen gab es im Frühjahr den Gesangsvereinsball, im Juli die „Kirschenkerb“ (Kirmes), am zweiten Wochenende im September die Hauptkerwe, die zwei Tage dauerte, und Ende September die „Nokerb“ (Nachkerb). Da kamen die Verwandten aus Ebernburg, die Schwester von Vater mit Mann und zwei Söhnen – „de Ebernburger Onkel“ hatte als einziger ein Auto–, der Onkel aus Unkenbach mit Tochter Irma, die Cousinen aus Bosenheim, die Vettern vom Hof Iben und die Vettern aus Gerbach. Da war das Haus voll. Die Mahlzeiten fanden in der Wohnstube statt. Da saßen 18–20 Leute um den großen Tisch. Zum Mittag-

essen gab es kräftige Reissuppe, die gelb von eingeschlagenen Eiern war, Salzkartoffeln mit Soße, Wirsinggemüse und Schweinebraten. Auf dem Vorplatz vor der Alten Schule stand eine „Reitschul“ (Karussell mit Holzpferdchen), und daneben war ein Stand mit Süßigkeiten für die Kinder aufgebaut. Abends in der Wirtschaft gab es Tanzmusik.

Zu der erwähnten Cousine Irma aus Unkenbach wäre noch zu sagen, dass sie zwei oder drei Winter die Hauswirtschaftsschule in Alsenz besuchte und dass sie in dieser Zeit bei uns wohnte, da es unmöglich war, täglich von Unkenbach nach Alsenz zu gelangen. In dieser Zeit lernte sie ihren späteren Mann, Otto Buhrmann, kennen. Die beiden heirateten zu Beginn des Krieges. Otto fiel 1942 in Stalingrad, ebenso wie sein Bruder Emil, der Vater von Inge Buhrmann (heute Becher).

Meine Schulzeit

Die Volksschule

1934 begann auch für mich „Der Ernst des Lebens“; ich kam in die erste Klasse der Kalkofener Volksschule, die damals nach der siebten Klasse abschloss. Für jede Klasse stand eine Bank zur Verfügung. In meiner Klasse waren außer mir noch drei Mädchen: Elsbeth, Annemarie und Erna. Der erste Lehrer, Herr Antes, blieb nur kurze Zeit.

Eugen, Willi und Else

Anschließend übernahm Herr Scheithe die Schule. Der konnte mich eigentlich gut leiden, nur meine Handschrift missfiel ihm ganz und gar. Das hatte zur Folge, dass ich fast jeden Morgen nach Überprüfung der schriftlichen Hausaufgaben angstvoll hinter dem Rücken meiner drei Klassenkameradinnen über die Sitzbank stapfen musste, um einige schmerzhafte Stockhiebe auf die Hände oder den verlängerten Rücken in Empfang zu nehmen. Früchte zeitigte diese „höchst wertvolle“ pädagogische Maßnahme keine, hapert es doch bis auf den heutigen Tag mit der Leserlichkeit meiner schriftlichen Ergüsse. Bei guter Laune bezeichnete der Lehrer meine Schrift als Doktor- oder Apothekerschrift, was mir den Spottnamen „Doktor“ einbrachte.

Jeden Donnerstag hatten wir zwei Stunden Religionsunterricht bei Herrn Pfarrer Nägele, ein lieber Mensch und geduldiger Pädagoge; ich freute mich immer auf die

Stunden bei ihm. Pfarrer Nägele kam vom ca. 4 km entfernten Münsterappel, dem Sitz des Pfarramtes und der Hauptkirche. Anfangs kam er per Fahrrad, was allerdings nur sehr bedingt Vorteile brachte, weil er das Fahrrad die Hälfte des Weges schieben musste. Später glich er diesen zeit- und kraftraubenden Mangel aus, indem er sein Velociped mit einem Hilfsmotor ausrüstete. Manchmal durfte ich in der Pause das Vehikel nach Hause schieben, damit in unserer Schmiede eine kleine Reparatur durchgeführt werden konnte. Als Belohnung bekam ich dann ein oder mehrere Sammelbilder aus Zigarettenschachteln. Besonders beliebt war damals die Serie „Deutsche Wehrmacht".

Die Aufnahmeprüfung

Eines Tages, ich war inzwischen in der vierten Klasse, bat Pfarrer Nägele mich, meinen Eltern auszurichten, sie möchten nach dem Gottesdienst zu ihm kommen. Ich hatte keine Ahnung, weshalb, und machte mir meine Gedanken. Am nächsten Sonntag eröffnete er meiner Mutter, dass ich ein guter Schüler sei und die „höhere Schule" besuchen sollte. Als Mutter das zu Hause erzählte, fielen wir aus allen Wolken. Aus Kalkofen war noch niemand zur höheren Schule gegangen! Ein paar Tage später bat auch der Lehrer meine Eltern zu sich und eröffnete ihnen das Gleiche. Jetzt war guter Rat teuer. Was tun? Nach langem Überlegen und Bereden kamen sie zu dem Ergebnis: „Wann das Willische will, derf er uff die heher Schul geh." Das Willische wollte. Der Lehrer zog Bilanz meiner Kenntnisse und stellte fest, dass ich noch nicht das schriftliche Teilen beherrschte. Also musste ich an mehreren Nachmittagen in seiner Wohnung erscheinen, wo ich am Küchentisch in die Kunst dieser Rechenart eingeweiht wurde.

Damit war der pädagogische Teil der Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung abgeschlossen. Noch offen war die Frage der für dieses Vorhaben zweckmäßigen Garderobe. Zur Verblüffung aller stellte meine Mutter kategorisch fest, dass „Williche" einen Mantel brauchte, wenn es in die Stadt zur Prüfung fahren sollte. Beides, Prüfung wie Mantel für einen zehnjährigen Jungen, waren in dem Dorf völlig neue Begriffe. Tatkräftig wie immer kaufte Mutter Stoff, ich sehe ihn noch heute vor mir, ein „Pfeffer-und-Salz"-Muster auf braunem Grund, und brachte ihn zur Dorfschneiderin, damit diese daraus einen passenden Überzieher schneidere. Die Schneiderin hatte jedoch noch nie ein solches Kleidungsstück hergestellt. Trotzdem machte sie sich mutig ans Werk. Und nach mehrmaliger Anprobe war das Erstlingswerk tatsächlich einen Tag vor der Prüfung vollendet! Trotz des verständlichen Besitzerstolzes stellten sich bei mir erhebliche Zweifel in modischer Hinsicht ein. Ich fühlte mich in diesem neuen Kleidungsstück ausgesprochen unwohl. Es hing an mir herunter wie ein nasser Sack und hätte gut ein früher Vorläufer der in den 50er Jahren aufgekommenen „Sackmode" sein können.

An einem nasskalten Februarmorgen 1938 war es soweit: die mit Angst erwartete Aufnahmeprüfung! In den Pfeffer-und-Salz-Mantel gehüllt ging ich an der Hand meines Vaters zum Bahnhof nach Alsenz, von dort aus brachte uns die Bahn nach Bad Kreuznach.

Als wir in Bad Kreuznach auf dem noch dunklen Schulhof ankamen, standen dort schon viele Eltern mit ihren Zöglingen. Mein Herz klopfte zum Zerspringen, die Knie waren weich wie Pudding; ich wäre am liebsten weggelaufen und verwünschte die unselige Idee von der höheren Schule. Da kam ein Mann, berührte

die Schulter meines Vaters und sagte: „No Lui, hosche ach äne do?“ Es war der Schmiedemeister M. aus Niederhausen mit seinem Sohn Hans Albert. Bekannt war er unter dem Spitznamen „Fliecherjab“ weil er im ersten Weltkrieg als Angehöriger der Fliegergruppe mit seinem Doppeldecker einen Abstecher nach Hause gemacht hatte und auf der Wiese vor seinem Haus gelandet war. Das hatte die Dorfbewohner, besonders die weiblichen, stark beeindruckt und brachte ihm neben vierzehn Tagen Bau den genannten Spitznamen ein.

Schließlich öffnete sich die Tür, und ein Lehrer forderte uns auf einzutreten. Wir wurden nach dem Alphabet in ein Klassenzimmer eingewiesen. In einer Dreierbank landete ich zwischen Daniel links und rechts Herbert Doch. Als ich meinen Nachbarn zur Linken in Augenschein nahm, gingen mir die Augen über: Der trug einen Anzug mit langer Hose, braunen Halbschuhen und eine Krawatte. So etwas! In Kalkofen durfte ein Junge erst nach der Konfirmation lange Hosen tragen. Ich dagegen hatte eine derbe Hose an, die bis zu den Knien reichte, lange, selbstgestrickte schwarze Strümpfe, hohe genagelte Schuhe und einen Wollpullover. (Der „modische“ Mantel hing schon an der Garderobe.) Das reinste Kontrastprogramm!

Zuerst war ein Diktat fällig, in dem das Wort „Arzt“ vorkam, das mir völlig unbekannt war. In Kalkofen gab es nur den Doktor, und der wohnte in Alsenz. Prompt schrieb ich Arzt mit „tz“. Mein Nachbar zur Rechten knuffte mich in die Seite und flüsterte: „Blödmann, Arzt schreibt man ohne ‚t‘!“ Also tauchte ich die Feder erneut in das in die Bank eingelassene Tintenfass und strich das „t“ kräftig durch.

In der nächsten Stunde erwies sich die private Nachhilfe meines Dorfschulmeisters als sehr nützlich. Das schriftliche Teilen war nämlich wirklich Teil der Prüfungsaufgaben. Die auswärtigen Prüflinge, also auch ich, erhielten die Aufgabe, ihren Schulweg zu beschreiben. Kein Problem: Drei Kilometer Fußweg zum Bahnhof, mit dem Zug über Hochstätten, Altenbamberg, Ebernburg, Bad Münster, wo man umsteigen musste, Bad Kreuznach. Als dritte Station schrieb ich zögernd „Altenbaumburg“, also den Namen der über dem Ort gelegenen Burg, statt Altenbamberg. Auf der Heimfahrt schaute ich gespannt auf das Bahnhofsschild und siehe da, ich hatte statt des Ortsnamens den Burgnamen geschrieben, was mich um den Erfolg der Prüfung bangen ließ.

Am Ende des dritten Prüfungsvormittags, nachdem wir auch noch unsere sportliche Leistungsfähigkeit unter Beweis gestellt hatten, kam nach zermürbendem Warten der Schulleiter und verlas die Namen derjenigen, die die Prüfung nicht bestanden hatten. Wie versteinert, mit gesenktem Kopf saß ich da und wartete, bis der letzte Name vorgelesen war. Ich weiß nicht, wie viele Namen auf der Liste standen und wie lange die Prozedur dauerte. Es kam mir jedenfalls wie eine Ewigkeit vor, und als die Liste zu Ende war, fiel mir nicht nur der sprichwörtliche Stein vom Herzen, sondern ein ganzer Steinbruch polterte herunter. Ohne Übergang schlug die bange, quälende, angstvolle Stimmung um in himmelhohes Jauchzen, ein unbeschreibliches Glücksgefühl ergriff Besitz von mir, ohne das jedoch nach außen hin zu zeigen.

Anschließend, auf dem Weg zum Bahnhof, ging ich nicht, ich schwebte förmlich, setzte mich in den bereits auf Bahnsteig 3 stehenden Zug und erlebte ungetrübtes Glück. Im Gegensatz zu den vergangenen Tagen sah die Welt ganz anders

aus. Alles war wunderschön - das Zugabteil, die qualmende Lokomotive, die mich viel zu langsam der Heimat näher brachte, die vorbeifliegenden Telefonmasten, die Wiesen, die Äcker, die Häuser, die Bäume, eben alles! In Alsenz schritt ich durch die Sperre und konnte es gar nicht fassen, dass die Leute, die am Bahnhof standen, Werktagskleidung trugen an einem so herrlichen, besonderen Tag. Den drei Kilometer langen Fußweg legte ich mehr hüpfend und springend als gehend zurück. Jetzt, ganz allein, konnte ich laut jauchzen. Bevor ich jedoch die frohe Botschaft zu Hause verkünden konnte, war es Ehrensache und Bedürfnis, beim Herrn Lehrer Meldung von der gelungenen Aktion zu machen.

Daheim versuchte ich ein unglückliches Gesicht zu machen, hielt das aber nicht lange durch und sagte nur: „Beschdann!"

Am nächsten Tag begegnete ich auf der Dorfstraße einer Frau und einem Mann. Die Frau sagte: „Hosche schun geheert, der will uff die Hochschul!" Der Mann erwiderte: „Der will Ebbes werre, un wann er e Norr wird!" Ich erzählte das meiner Mutter, die mit der Mutter des Mannes sprach. Die lachte und sagte: „Der es jo nor neidisch, weil er in Lautre an de Inscheneerschul dorchgefall es!"

Gymnasium

Seit 1938 besuchte ich also die „Oberschule für Jungen" in Bad Kreuznach. Jetzt bestand meine Klasse nicht mehr aus einer Bank mit vier Kindern, sondern wir hatten ein ganzes Klassenzimmer zur Verfügung und waren 50 Schüler. (Am Ende, in der Oberprima, waren es noch 13, die die Reifeprüfung ablegten.) Das Kreuznacher Gymnasium hielt sich für ein besonders gutes Gymnasium, d.h., es wurde besonders streng gesiebt. „Will's in Kreuznach nicht gelingen, mach dich auf und geh' nach Bingen", sagte man. In Bingen machten die meisten Abgänger ein ganz normales Abitur und wurden genau so gute Ärzte oder Juristen wie die aus Kreuznach.

Im Gymnasium erlebte ich staunend zum ersten Mal, dass in jedem Fach ein anderer Lehrer erschien. Das war natürlich spannend und aufregend. Alle erschienen mit ernstem Gesicht. Nur einer lächelte, das meinten wir jedenfalls. In Wirklichkeit grimassierte er und verteilte Fünfen am laufenden Band. Auch dass mündlich und schriftlich Noten vergeben wurden, war neu für mich. In Kalkofen war ich nur einmal benotet worden, am Ende der vierten Klasse. Nun gab es zwei Zeugnisse im Schuljahr! Wer in dem Zeugnis am Schuljahresende in zwei Hauptfächern ein „Mangelhaft" erhielt, musste die Klasse wiederholen.

Ganz neu war auch, dass hier Fremdsprachen unterrichtet wurden, als erstes Englisch. Das erfüllte mich mit ungeheurem Stolz und machte bei meinen Freunden in Kalkofen ungeheuren Eindruck. Nach Ablauf des ersten Schuljahres war unsere Klasse bereits auf 40 Schüler geschrumpft.

In den folgenden Schuljahren kamen noch Latein, Chemie und Physik und schließlich Französisch dazu. Aufregend fand ich das!

Die oben erwähnte Versetzung spielte für mich eine große Rolle. Ich fühlte mich in meiner Klasse nämlich sehr wohl und konnte es mir auch gar nicht leisten, sitzenzubleiben. In Kalkofen hätten dann viele gesagt: „Das habe ich doch gleich gewusst, dass der das nicht kann!" Also war ich zum Erfolg verurteilt. Ich war kein besonders fleißiger Schüler, bummelte zwei Drittel des Schuljahres, und im letzten Drittel, zwischen Weihnachten und Ostern (Versetzung war damals Ostern) musste ich ungeheuer aufdrehen, damit es mit der Versetzung wieder klarging.

1938 wurde ich in das deutsche Jungvolk aufgenommen, bekam ein Braunhemd, einen Ledergürtel, „Koppel“ genannt, und eine schwarze Halsbinde mit braunem Lederknoten - meine „Uniform“, die ich mit Stolz trug.

Willi beim Jungvolk

In Berlin

1940, in den Sommerferien, hatten Günter Blanck und ich das Glück, nach Berlin fahren zu dürfen. Obwohl nur noch vier Wochen Ferien waren, durften wir acht Wochen bleiben. Das war natürlich sehr interessant, spannend und aufregend; aber ich hatte vom ersten Tag an auch schlimmes Heimweh. Ich wohnte bei einer pensionierten Lehrerin mit Namen Heilemann, die mir fast alle ihre Lebensmittelmarken überließ. Günter war bei einer Kaufmannsfamilie im Nachbarhaus. Fräulein Heilemann nahm uns öfters mit zum Pilzesammeln. Sie kannte sich mit Pilzen genau aus und war die Pilzexpertin weit und breit. Eines Nachmittags, als sie nicht zu Hause war, kam ein junges Mädchen und wollte von Frl. Heilemann wissen, ob die Pilze, die sie gesammelt hatte, genießbar oder giftig seien. Ich sagte ihr, dass Frl. Heilemann in der Stadt sei und erst am Abend zurückkäme. Das Mädchen meinte, ich könne das doch bestimmt auch. Nach einigem Zögern sagte ich zu, nahm alle Pilze in Augenschein und befand sie für essbar. Abends im Bett schlug mein Gewissen. „Wenn ich mich jetzt geirrt habe, wenn nur ein giftiger Pilz darunter ist... Dann habe ich womöglich eine ganze Familie umgebracht!“ An Schlaf war nicht zu denken. Am anderen Morgen, als Günter und ich Schrippen holen sollten, kam uns das Mädchen sehr lebendig entgegen. Muss ich beschreiben, wie viele Steine mir von Herzen fielen?

Ferien in Berlin, 1940

Im Gästebuch von Frl. Heilemann trug ich mich gereimt ein. Unter anderem hieß es da: „Im Sanadorium Heilemann, do wor de Schmerbauch ball endschdann.“

[Anmerkung W.Sch.: Günter Blanck erinnert sich auch noch gut und gerne an diese Zeit. Alles war neu und interessant für einen Jungen vom Dorf. Die Großstadt und die vielen Menschen. Er war bei einem recht wohlhabenden, kinderlosen Ehepaar untergekommen. Die Gasteltern waren sehr nett und erfülltem ihm viele Wünsche. Er wurde verwöhnt und erhielt teure Geschenke. Sie unternahmen viel mit ihm und zeigten ihm Stadt und Sehenswürdigkeiten. Heute recht peinlich, wie er sagt, dass sie ihm u.a. auch das Schwimmen beibringen wollten, jedoch ohne Erfolg. Damals konnte er das alles gar nicht so wertschätzen, und auch sein Dank beim Abschied fiel nicht so aus, wie es hätte sein sollen. Dies wurde ihm erst später bewusst, wie er mir vor kurzem noch erzählte.]

Abenteuer

Für die Jugend gab es im Krieg besondere Literatur, die sogenannte „Bücherei für die deutsche Jugend." Da erschien zweimal im Monat ein Heft, das die Taten der Wehrmacht verherrlichte und von uns verschlungen wurde. Reinhard Hentzler und ich kauften das Heft abwechselnd. In einem dieser literarischen Kunstwerke wurde beschrieben, wie ein Hitlerjunge zwei abgeschossene Engländer entdeckte und sie mit einem alten Trommelrevolver gefangen nahm. Das war für uns natürlich ein Vorbild erster Klasse.

An einem herbstlich-nebeligem Sonntagnachmittag stand ich mit einigen Jungen „uff de Gass", als in der Dämmerung zwei Männer mit Rucksäcken auftauchten. Mein erster Gedanke: „Das sind bestimmt englische Spione!" Da fiel mir der Hitlerjunge ein, der angeblich zwei englische Fliegerpiloten geschnappt hatte. Ich war nahe daran, den Revolver meines Vaters zu holen, um sie festzunehmen. Zum Glück tat ich es nicht. Die beiden Männer konnten sicher besser mit Waffen umgehen als ich. Mein „Heldwerden" musste ich also vorerst verschieben.

Evakuierte Stadtkinder in Kalkofen

1941 kamen Schulkinder aus Ludwigshafen wegen der Fliegerangriffe nach Kalkofen. Bei uns waren zwei Jungen untergebracht. Bei schlechtem Wetter zogen wir uns in die Scheune zurück, spielten „Schafskopf" oder sprangen vom aufgetürmten Stroh ca. 2,5 m tiefer auf das Heu.

Willi (Pfeil)) mit den Evakuierten aus Ludwigshafen

Ein Besuch im Theater

1943 hatte unsere Klasse Schillers Jungfrau von Orleans gelesen und anschließend so langatmig besprochen und gedeutet, dass Freude an klassischer Literatur gar nicht aufkommen konnte, eher das Gegenteil. Natürlich mussten wir auch in einer Klassenarbeit darlegen, welcher Zuwachs an humanistischer Bildung uns aus dieser Lektüre erwachsen war. Da kündigte unser Deutschlehrer, Herr Weyrich, genannt Heinrich, einen Besuch im Theater in Wiesbaden an, gewissermaßen als Ausgleich für die graue Theorie im Klassenzimmer.

Heinrich war, was wir damals allerdings nicht wussten, bis 1933 Mitglied der inzwischen verbotenen SPD gewesen und deshalb den Nazis nicht besonders wohl gesonnen. Darum fiel es ihm auch schwer, wie es Vorschrift war, beim Betreten des Klassenzimmers mit erhobenem rechtem Arm den „Deutschen Gruß" zu entbieten. Er umging diese lästige Pflicht, indem er schlaksig den rechten Arm hob, dabei etwas murmelte, was sich wie „Heitler" anhörte, mit dem bereits erhobenen Arm auf die Tafel deutete und barsch befahl, dieselbe ordentlich zu säubern.

Der Besuch des Theaters war für mich, den Dorfjungen aus einer 300-Seelen-Gemeinde, etwas völlig Neues. Bis dahin hatte ich noch nie ein Theater gesehen, weder von außen noch von innen. Deshalb waren Spannung, Aufregung und Vorfreude entsprechend groß. Aber, wie dafür gesorgt ist, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen, stellte sich auch hier rechtzeitig ein Problem ein, damit die Freude nicht überschäumte, nämlich: „Welche Garderobe braucht man, wenn man in der vornehmen Kurstadt Wiesbaden den Musentempel betreten will?" Andererseits war das eigentlich gar keine Frage, denn ich besaß nur einen einzigen Anzug, meinen Konfirmationsanzug. Den hatte meine Mutter auf „Hineinwachsen" gekauft. Die Hose war von ihr 3-4 cm eingenäht worden, um zu gegebener Zeit wieder herausgelassen zu werden. (Um es vorweg zu nehmen: Als ich später aus der Gefangenschaft zurückkam, erhielten die Hosenbeine die ursprüngliche Länge zurück. Mein einziger Anzug war es noch immer, nur dass er jetzt passte, weil ich im Krieg an Länge zugelegt hatte.)

Am Morgen des lang ersehnten Tages machte ich mich auf den Weg nach Wiesbaden. Am Bahnhof stellte ich erleichtert fest, dass meine Klassenkameraden ähnlich wie ich ausstaffiert waren, ich also gar nicht weiter auffiel.

Noch heute, viele Jahre danach, berührt mich die feierliche Atmosphäre des Theaters, spüre ich die Aufregung, bis sich endlich der Vorhang hob, sehe ich Johanna, wie sie im langen, feierlichen Gewand auf die Bühne trat, höre ich noch die Worte: „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften, ihr traulich stillen Täler, lebt wohl, Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder." Die klassische, klare Sprache Schillers, so perfekt dargeboten, das besondere Ambiente des Theaters entführte mich in eine bis dahin unbekannte, wunderbare Welt.

An der Flak

Im Frühjahr 1944 kam der Reichsjugendführer auf die glorreiche Idee, dem Führer ein paar tausend Hitlerjungen zu schenken, damit Soldaten, die in der Heimat bei der Flak eingesetzt waren, an die Ostfront verfrachtet werden konnten. So kam es also dazu, dass Fünfzehnjährige zum Kriegsdienst verpflichtet werden sollten.

Im Frühjahr erhielt ich von der HJ ein Plakat, das Jungen zeigte, wie sie eine Fliegerabwehrkanone (Flak) bedienten, den gläubigen Blick trotzig dem Feind zugewandt. Genauso einer wollte ich auch werden. Meine Begeisterung war groß. Jetzt wollte ich beweisen, was uns immer und immer wieder eingetrichtert worden war: Ich wollte endlich auch in den Krieg ziehen und gegen die Bolschewisten und die perfiden anglo-amerikanischen Plutokraten kämpfen, um Rache zu nehmen für die schrecklichen Terrorangriffe auf wehrlose Frauen und Kinder in den deutschen Städten.

„Flakgeschütz in Feuerstellung“

Kurz vor Beginn der großen Ferien wurde ich krank und musste das Bett hüten. Da besuchte mich überraschend mein Klassenkamerad Reinhard Hentzler aus Alsenz und teilte mir freudestrahlend mit: „Nach den Ferien werden wir einberufen.“ Bei klarem Verstand hätte diese Mitteilung eigentlich meine Krankheit verschlimmern müssen. Jedoch dumm, abenteuerlustig und von patriotischen Gefühlen überwältigt, wie ich war, beschleunigte sie meine Genesung, so dass ich noch vor Ferienbeginn in der Schule erschien, um mein Versetzungszeugnis abzuholen.

In den ersten Ferientagen erhielten wir alle eine Vorladung zur Tauglichkeitsprüfung. Im Gesundheitsamt defilierten wir mit entblößtem Oberkörper vor einem uralten Amtsarzt (die jungen waren längst beim Militär), der uns alle für tauglich erklärte. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich war einer der Kleinsten und hatte befürchtet, deswegen untauglich zu sein. Aber zu diesem Zeitpunkt war jeder tauglich, wenn er nicht gerade den Kopf unter dem Arm trug. Überglücklich, mit geschwellter Brust trat ich den Heimweg an. Zu Hause wollte ich allein sein. Deshalb kletterte ich auf einen Kirschbaum hinter unserem Haus, um das gerade Erlebte zu verarbeiten. Die Zukunft lag rosig, mit der Möglichkeit mich zu bewähren und voller Abenteuer vor mir. Zurück blieb die langweilige Schule mit trockenem Latein und all den nutzlosen Fächern. Ein Held, und ein solcher wollte ich werden, brauchte solchen Schnick-Schnack nicht. Ganz anders sah das meine Mutter. Sie hatte befürchtet, was ich erhofft hatte. Meine beiden Brüder waren bereits in Russland, was Grund für ständige Angst und Sorge war. Sie wollte nicht auch noch den Jüngsten den Gefahren ausgesetzt wissen. Auf unseren Uniformen, das wussten wir schon, waren die Buchstaben LH, d.h. Luftwaffenhelfer, aufgenäht. Wir deuteten das um in „Letzte Hoffnung“.

Schriftsteller wie Jünger, Beumelburg, Johst, Zöberlin hatten mit ihren Büchern – „In Stahlgewittern“, „Sieben vor Verdun“, „Feuer und Blut“ und vielen anderen – den Krieg glorifiziert und verherrlicht. Wir nahmen das für bare Münze und fieberten in unserer Verblendung diesem heldenhaften Erleben entgegen. Wie unheroisch, banal und hoffnungslos, ganz anders, als wir es gedacht hatten, sich bis zum bitteren Ende unsere Zukunft gestalten würde, mussten wir später schmerzlich erfahren.

Am 9. September war es soweit. Ein Flakoffizier holte uns in der Schule ab zur Fahrt nach Mainz. In der Flakkaserne (heute Uni) wurden wir eingekleidet und feierlich mit großem Brimborium vereidigt. Am nächsten Tag ging es nach Babenhausen zur Ausbildung an den 2-cm-Flakkanonen. Da wurden meine Heldenträume ganz erheblich geschmälert. Weil ich zu kurz geraten war, war ich nicht in der Lage, die Waffe zu bedienen; kam ich mit den Augen an die Zieloptik, reichten die Beine nicht zum Abzugspedal, und umgekehrt. Damit waren meinem Bestreben, ein Held zu werden, indem ich die Tommys und Amis reihenweise vom Himmel holte und meine Brust mit Orden geschmückt wurde, deutliche Grenzen gesetzt.

Im Anschluss an die Ausbildung kamen wir nach Mainz-Gustavsburg. Unsere Kanonen standen auf dem Dach des Verwaltungsgebäudes der MAN auf Holzgerüsten. Auf der Zugfahrt von Babenhausen nach Mainz sangen wir unter andern die englische Nationalhymne. Nicht, weil wir England bewunderten oder liebten, sondern eher um den Mitreisenden zu zeigen, dass wir Englisch konnten, was damals noch etwas Besonderes war. Statt „God save the King“ sangen wir „God shave the King“, was wir ungeheuer witzig und geistreich fanden.

In Mainz angekommen, wurden wir von einem Hauptmann in Empfang genommen. Er teilte uns mit, dass er unser Batteriechef sei, ließ zu unserer großen Überraschung durch den „Spieß“ (Batteriewachtmeister) Urlaubsscheine verteilen und schickte uns für 96 Stunden in Urlaub. Das war nach der anstrengenden Ausbildung ein wunderbarer Ausgleich. In Kalkofen flanierte ich in der schicken Uniform durchs Dorf und gab an wie ein General. Zu unserer Uniform gehörte auch eine Hakenkreuzbinde, weil wir noch Hitlerjungen waren. Wir jedoch wollten wie richtige Soldaten auftreten, ohne Hitlerbinde. Ich war zu diesem Zeitpunkt 15 Jahre und 9 Monate alt. Der Reichsjugendführer hatte uns „dem Führer geschenkt“, weil inzwischen in Russland ungeheuer viele Soldaten gefallen oder in Gefangenschaft geraten waren.

Familie Buhrmann verlor in Stalingrad zwei Söhne, Otto und Emil. Emil ist der Vater von Inge Becher (Weingut Buhrmann-Becher). Otto war der Mann von Cousine Irma aus Unkenbach.

In Mainz-Gustavsburg kletterten wir fast jede Nacht auf das Verwaltungsgebäude zu unseren Kanonen. Zum Schießen kamen wir nicht, weil die „Tommys“ viel zu hoch flogen, so dass unsere Kanonen sie nicht erreichen konnten. Ihre Bomben erreichten uns hingegen ganz gut!

Da wir noch Schüler waren, kamen jeden Morgen Lehrer aus Kreuznach zu uns. Wenn der Alarm in der Nacht über Mitternacht hinausging, durften wir für jede Stunde nach Mitternacht eine Stunde länger schlafen, so dass die Lehrer pünktlich um 8 Uhr ankamen, während wir noch im Bett lagen. Wenn wir dann um 10 Uhr erschienen, konnte es vorkommen, dass es eine Stunde später Alarm gab und wir uns unsere Stahlhelme schnappten und zu unseren Kanonen eilten. Da wir noch so jung waren, bekamen wir alle 14 Tage Wochenendurlaub.

Die Verpflegung war mau. Der Vater eines Klassenkameraden war als Militärarzt ein „hohes Tier“. Der besuchte unseren Batteriechef und forderte für uns Heranwachsenden ein dieser Situation angemessenes Essen. Das geschah auch kurze Zeit, dann aber war es wieder vorbei mit dem „guten Leben“!

Mein Freund Erwin G. war ein Jahr älter als ich. Er beneidete mich, weil ich schon „Soldat“ war. Anfang 1944 wurde er endlich auch eingezogen und als Panzerfahrer ausgebildet. Einen Monat nach der Invasion der Alliierten in der Normandie wurde sein Panzer abgeschossen, und er verbrannte darin!

Im Frühjahr 44 wurden wir nach Frankfurt-Höchst verlegt. Dort bekamen wir neue Kanonen, und da die Amis jetzt immer öfters mit ihren „Jabos“ (Jagdbombern) auftauchten, kamen wir auch zum Schießen. Wir sollten ein großes Chemiewerk beschützen, was nur bedingt gelang. Es waren einfach zu viele Flugzeuge. Im Mai wurden wir am Flugplatz Langendiebach bei Hanau eingesetzt.

Einsatz am Flugplatz Langendiebach

Das, was wir hier erlebten, übertraf alles, was bisher geschehen war. Die Amis verfolgten das Ziel, die deutsche Luftwaffe, vor allem die Jagdflieger, zu vernichten – damit ihre Bomber ungestört die Industriebetriebe bombardieren konnten –, was ihnen im Laufe des Jahres 1944 auch gelang. Für uns am Flugplatz bedeutete das tägliche Angriffe mit Bomben und Bordkanonen. Jedes einzelne Flugzeug hatte mehr Feuerkraft als unsere vier Kanonen. Ein Wunder, dass wir das überlebten!

Schule fand schon lange nicht mehr statt. Im September wurden wir entlassen. Als der Batteriechef gerade seine Abschiedsrede gehalten hatte, waren die Jabos wieder da. Unsere Nachfolger waren 15 Jahre alte Lehrlinge, die kaum ausgebildet waren. Ergebnis: Innerhalb von fünf Minuten waren alle unsere Kanonen zerbombt, weil die Jungen gar nicht zum Schuss gekommen waren. Dann sahen die Jabos uns, die gerade Entlassenen. Wir rannten, so schnell wir konnten und warfen uns in unseren Zivilanzügen in eine Baugrube, wo uns die Bomben zum Glück nicht erreichten. Das Ganze dauerte 10 Minuten. Auf dem Weg zum Bahnhof liefen wir an einem toten Luftwaffenhelfer vorbei, der gerade von einem Sanitäter weggebracht wurde.

Damit war unsere Luftwaffenhelferzeit (ein Jahr) vorbei. Nach 9 Monaten waren wir Luftwaffenoberhelfer geworden. Einer von uns sagte: „Jetzt helfen wir nicht

mehr, jetzt oberhelfen wir!“

Zu unseren Vorgesetzten bei der Flak gehörte unter anderem ein Wachtmeister namens Binder. Er hatte zu Hause ein großes Werk. Er war offensichtlich kein Hitler-Fan und war deshalb nicht Offizier geworden. Er gesellte sich oft zu uns. Weil sein Werk allgemein bekannt war, nannte er sich „Binder, Germany“. Wir setzten noch einen drauf und meldeten uns z.B. mit „Frießhammer, Planet Erde, nördliche Halbkugel“.

Die Waffen-SS hatte große Verluste. Deshalb war sie bestrebt, für Nachwuchs zu sorgen. Als wir noch Luftwaffenhelfer waren, hatte sich ein SS-Offizier angemeldet, der uns werben sollte. Ein Vorgesetzter warnte uns und gab uns den Rat: „Meldet euch freiwillig als Offiziersanwärter, dann hat die SS keinen Zugriff auf euch!“[1] Das taten wir umgehend und wurden zur Musterung befohlen. Vor einer Ärztekommission defilierten wir im Adamskostüm vorbei. Innerhalb von fünf Minuten waren wir alle als „tauglich“ befunden. Vorher hatte man uns allen ein Fläschchen ausgehändigt für eine Urinprobe. Meine fünf Kameraden waren aber nicht in der Lage, die Behälter zu füllen. Also übernahm ich das für uns alle.

Beim Reichsarbeitsdienst

Nach der Luftwaffenhelferzeit mussten wir zum RAD (Reichsarbeitsdienst). Ich hoffte, dass ich 14 Tage zu Hause verbringen dürfte. Nach 10 Tagen musste mein Freund R. Hentzler „einrücken“. Ich aber hatte das große Glück, vier Wochen Zeit zu haben. Das kam daher, weil meine Papiere beim Wehrersatzamt verbrannt waren. In dieser Zeit war ein junger Mann aus Kalkofen, Willi Linn, gerade auf Urlaub. Der war bei der Marineartillerie. Die Mutter meiner Klassenkameradin Annemarie lud uns und noch ein paar junge Leute ein. Wir tranken Wein und waren lustig. Dieses Treffen begleitet mich in der Folgezeit. Sehnsüchtig dachte ich oft daran zurück, auch noch, als ich schon in Gefangenschaft war. Nach den vier Wochen kam auch für mich wieder das Abschiednehmen. Meine beiden Brüder waren schon längst bei der Wehrmacht in Russland.

Nach 14-stündiger Bahnfahrt kamen wir in einem Sammeltransport in unserem Lager in Radkersburg an. Radkersburg liegt am A... der Welt. So kam es uns jedenfalls vor. Wir lagen in einem Wald im Dreiländereck Großdeutschland – Jugoslawien – Ungarn. In Jugoslawien herrschte der Partisanenführer Tito. Der machte nachts die Gegend unsicher. Seine Leute führten blitzschnelle Überfälle durch, sprengten Gebäude in die Luft, was natürlich alles sehr gefährlich war. Wenn ich dann nachts Wache hatte, hatte ich fürchterliche Angst, mehr als Vaterlandsliebe!

[1] Offensichtlich hatte Günther Grass diesen Tipp nicht erhalten und wurde von der SS vereinnahmt, was ihm vor einigen Jahren viel Kritik eingebracht hat.

Soldatenzeit und Gefangenschaft

Grundausbildung

Am 9. Dezember 1944, schon nach acht Wochen anstatt, wie eigentlich vorgesehen, nach sechs Monaten wurden wir aus dem RAD entlassen, weil die Wehrmacht dringend menschlichen Nachschub – „Menschenmaterial" nannte man das sehr einfühlsam – benötigte. Nach zweitägiger Bahnfahrt und Fußmarsch kam ich abends um 23.30 Uhr in Kalkofen an. Nur meine Mutter war noch auf. Ich bin sicher nicht in der Lage zu schildern, wie glücklich, entspannt und froh ich war. Mutter stellte mir Brot, Butter und Schinken auf den Tisch und holte mit einem irdenen, blaugetupften Krüglein Wein aus dem Keller. Ganz einfachen Wein, ohne Etikett, und trotzdem war es ganz bestimmt der beste Wein, den ich überhaupt je getrunken habe – warum wohl?

Natürlich dachte ich, Weihnachten könnte ich zu Hause verbringen. Falsch gedacht! Bereits fünf Tage später erhielt ich den Einberufungsbefehl zum 18. Dezember. Nachdem ich mich am Abend vorher von meiner Freundin Hildchen verabschiedet hatte, brachte mich Vater zum Bahnhof, und ich fuhr nach Darmstadt. In Frankfurt gab es Fliegeralarm. Anschließend ging es weiter, so dass ich abends in Darmstadt ankam. Ein Unteroffizier holte mich und andere Leidensgenossen am Bahnhof ab. Er erzählte uns, dass die Wehrmacht im Westen eine große Offensive begonnen hätte, die Ardennenoffensive, und große Erfolge verbuchen könne. Trotz der Begeisterung, die diese Nachricht auslöste, kam mir die letzte Offensive des 1. Weltkrieges in den Sinn (als der Kaiser schon in Berlin die Siegesfahnen hissen ließ), die nach kurzen Anfangserfolgen jedoch zusammenbrach und das bittere Ende des Krieges einläutete.

Genauso war es auch jetzt. Nach zwei Wochen Vormarsch wurde die Offensive mit großen Verlusten an Menschen und Waffen eingestellt. Die Amis waren einfach in jeder Beziehung im Verhältnis 10 : 1, bei der Luftwaffe sogar 20 : 1 überlegen. Obwohl also der zu erwartende Kriegsausgang eigentlich mit Händen zu greifen war, verstand es die Propaganda, der Bevölkerung einzureden, dass mit dem demnächst zu erwarteten Einsatz der „Wunderwaffen" der „Endsieg" sicher sei. Fünf Monate später war der Krieg tatsächlich zu Ende – mit dem Endsieg der Alliierten nämlich.

Am 2. Januar 1945 begann für mich und meine Kameraden die „Grundausbildung". Vorher hatte uns unser Kompaniechef, ein Oberleutnant, begrüßt und mit uns eine Weihnachtsfeier veranstaltet. Es war Winter, es lag Schnee, es war bitter kalt. Unsere Stuben waren ganz schlecht geheizt, es mangelte eben an allem. Die Verpflegung war sehr dürftig. Aber die Anstrengungen, die von uns verlangt wurden, hatten es in sich. Morgens um 5.30 Uhr wurde per Trillerpfeife geweckt. Wer nicht sofort aus dem Bett sprang und sich dabei erwischen ließ, hatte einen schweren, schweren Tag vor sich. Er wurde nach Dienstschluss auf bewährte Weise schikaniert: Strafexerzieren, „Maskenball", d.h., er musste in kurzen Abständen in den verschiedensten Anzügen erscheinen: „In fünf Minuten sind Sie hier in der Ausgehuniform!" – „In fünf Minuten in Dienstuniform!" – „In fünf Minuten in Badezeug!" Danach sah natürlich der Spind katastrophal aus. Deswegen war gleich anschließend Spind-Appell, mit dem entsprechenden Ergebnis.

Nach dem Aufstehen hieß es „Betten bauen" – das Bett musste genau „auf

Kante“ gebaut sein. Wenn es dem inspizierenden Unteroffizier nicht gefiel, riss er es heraus. (In der Mittagspause musste es dann erneut „gebaut“ werden, das konnte sich bis zum Zapfenstreich hinziehen.) Dann liefen wir in den Waschraum, wuschen kalt Oberkörper, Hände und Gesicht, zogen die Dienstuniform an und frühstückten. Kommissbrot, Margarine, Kunsthonig. 6.30 Uhr war Abmarsch zum Ausbildungsgelände im Griesheimer Sand.

Auf dem Marsch, der etwa eine Dreiviertelstunde dauerte, marschierten wir durch eine Gespensterstadt. Darmstadt war kurz vorher gründlich bombardiert worden. Fast nur ausgebrannte Häuserruinen; und wir sangen, z.B. „Mit einem Kuss begann das Glück“, „Auf einem Seemannsgrab, da blühen keine Rosen“, „Oh Deutschland hoch in Ehren“ (fast ein Choral), „Nur der Freiheit gehört unserer Leben“ – kaum ein Lied, in dem nicht die Freiheit besungen wurde –, „In einem Polenstädtchen“, „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn“, „Denn wer für Deutschland gab sein Blut, ruht auch in fremder Erde gut.“
Im Ausbildungsgelände angekommen, wurden wir „ausgebildet“: Sich auf Kommando richtig hinlegen, so, dass das Gewehr nicht den Boden bzw. den Schnee berührte. „Das Gewehr ist die Braut des Soldaten!“ Es musste äußerst pfleglich behandelt werden. Wehe dem, der das nicht tat!!

Laden, mit Platzpatronen auf Pappkameraden schießen, aufspringen, aus der Hüfte schießen, mit dem Ziel, die russischen „Untermenschen“ umzubringen. Das ging bis 11.30 Uhr, dann marschierten wir in die Kaserne zum Mittagessen. An einem nasskalten Februartag hörte ich in der Kaserne, im Speisesaal, dass in der Nacht vorher Bad Kreuznach bombardiert worden war. Nachmittags das Gleiche wie vormittags, abends war man natürlich geschafft. Das Abendessen war genauso „üppig“ wie das Frühstück: Brot, Margarine, statt Kunsthonig Blutwurst, Marke „IG Farben“ (reine Chemie) und schmackhaft wie kalte Füße. Bei diesen opulenten Mahlzeiten dachte ich manchmal, die Amis würden sich das nicht gefallen lassen. Man hatte ja in der Zeitung schon gelesen, dass die mitten im Krieg streikten. Dafür wäre man in Deutschland erschossen worden!

Gefangennahme bei Bad Mergentheim

Nach acht Wochen war die Grundausbildung beendet. Uns, den ROB (= Reserve-Offiziersbewerbern) wurde mitgeteilt, dass die „Kriegsschule“ in Wiesbaden zur Zeit nicht stattfinden könne, weil die Amis bereits vor der Stadt stünden. Wir sollten deshalb nach Michelstadt im Odenwald marschieren, wo inzwischen die Schule eingerichtet sei. Also machten wir uns Mitte März auf den Weg, quer durch den Odenwald. Nachts marschierten wir, und am Tag versteckten wir uns im Wald oder in Scheunen.

In Darmstadt waren wir als Kompanie, d.h. ca. 160 Mann, abmarschiert. Drei Züge waren ROB und ein Zug „normale“ Rekruten. Während der Nachtmärsche ritt unser Kompaniechef an uns vorbei und kontrollierte, ob wir auch zackig marschierten. Eines Nachts ließ er uns in einer Waldlichtung halten. Wir mussten ein Karree bilden, der Chef hielt hoch zu Ross eine Rede des Inhaltes, dass wir ausnahmsweise die vorgesehene „Frontbewährung“ schon vor der Kriegsschule absolvieren dürften. Also bekamen wir scharfe Munition, einen uralten „Steier-Stutzen“ (Gewehr) und pro Mann eine Panzerfaust, und die Manteltaschen wurden mit Karabinermunition gefüllt.

Der Zug der gewöhnlichen Rekruten, ca. 30 Mann, wurde abgetrennt, so dass wir jetzt nur noch eine schwache Kompanie waren. Und jetzt geschah das Wunder: Aus der „verstümmelten“ Kompanie wurde ein Bataillon (das normalerweise aus drei Kompanien bestand, also ca. 350 - 400 Mann)! Unser Kompaniechef wurde zum Hauptmann befördert und war jetzt Bataillonskommandeur! So konnte dem Führerhauptquartier ein neues Bataillon gemeldet werden, das aus lauter Offiziersbewerbern bestand.

Die Amis rückten immer näher. Unser Bataillonskommandeur hatte sich rechtzeitig (wegen „Magenbeschwerden“) nach Würzburg ins Lazarett begeben. Unser Kompanieführer, ein Oberleutnant namens Schmidt – den ich übrigens 19 Jahre später als Lehrer-Kollegen wiedertraf – hatte zuletzt nichts mehr vom sicheren Endsieg geschwafelt. Wenn wir abends zu unserem Marsch aufbrachen, sagte er manchmal ironisch: „Ach Jungs, dem Endsieg entgegen!“ Als wir bei Bad Mergentheim in Gefangenschaft gerieten, ging er mit uns in Gefangenschaft.

Wir waren zu diesem Zeitpunkt nur ganz schlecht bewaffnet, hatten nur alte Gewehre, die Manteltaschen voll Munition und eine Panzerfaust. Als die Amis in Sichtweite kamen, hielten wir uns an einem Waldrand auf. Wir gruben uns leicht im Waldboden ein, über uns kreiste ständig ein US-Beobachtungsflugzeug; es flog so tief, dass man den Piloten erkennen konnte. Die Amis rückten dann mit zig Panzern gegen unsere kleine Gruppe vor. Sie blieben in der Entfernung stehen, so dass sie sich außerhalb der Reichweite der Panzerfaust befanden, und feuerten dann mit Kanonen und MG in unsere Richtung. Gegen diese Übermacht konnten wir uns nicht lange verteidigen und wurden schließlich gefangengenommen. Es gab auch einige Verletzte; das waren die, die sich nicht tief genug eingegraben hatten. Die Verletzten wurden aber gleich nach Gefangennahme durch US-Sanitäter versorgt und ins Hospital gebracht.

Als erstes, nach der Gefangennahme, suchten die Amis nach der Armbanduhr. Wir deuteten deshalb USA als „Uhren-Sammler-Armee“. Nachdem uns alles abgenommen worden war (ich konnte in einem unbeobachteten Moment die Brieftasche mit den Photographien der Eltern und von „Hildchen“ retten), saßen wir auf einer Wiese und harrten der Dinge, die da kommen sollten, sehr lange. Dabei konnten wir sehen, wie es bei den Amis zuging. Die fuhren mit ihren Jeeps quer über Wiesen und Felder, brachten Verpflegung, und wir hatten das Vergnügen, mit knurrendem Magen (der ab jetzt zum Dauerzustand wurde) zuzuschauen, wie die „aus dem Vollen schöpften“.

Gegen Abend kamen LKWs, mit leeren Benzinkanistern. Wir bekamen den Befehl, hinaufzuklettern und wurden zu einem Dorf gefahren. Dort mussten wir absitzen und wurden in einem beschlagnahmten Haus in ein Zimmer gesperrt, wo wir stehend übernachteten, weil zum Liegen oder Sitzen zu wenig Platz war.

Am nächsten Tag ging es weiter, diesmal mit einem Sattelschlepper, und wir landeten wieder auf einer Wiese. Hier sah ich zum ersten Mal schwarze „GIs“(= amerikanische Soldaten) und hatte ziemlich Angst, weil uns immer gesagt worden war, die seien besonders grausam. Es stellte sich heraus, dass sie uns nur ganz harmlos angrinsten.

Da ich ziemlich am Ende der Kolonne gewesen war, lagerte ich auch am Rande der Wiese, was sich bald als Vorteil erwies. Mit zwei anderen zusammen wurde ich zum Mitkommen aufgefordert. Wir landeten in der Küche eines Hauses und

mussten Kartoffeln schälen. Dabei sahen wir, wie Amis ein- und ausgingen und sich etwas zu essen machten. Mir fiel auf, dass sie immer dicke, blütenweise „Speckscheiben“ verzehrten. Nachdem wir genug Kartoffeln geschält hatten, bekamen wir auch etwas von dem „Speck“ und stellten fest, dass es sich um Weißbrot handelte, wie wir es überhaupt nicht kannten. Immerhin, es war die erste Mahlzeit in Gefangenschaft – aber nur ein Tropfen auf den heißen Stein!

In der nächsten Nacht wurden wir in einen Garten gesperrt. Eine Bäuerin wollte uns Pellkartoffeln bringen. Der wachhabende Soldat nahm sie ihr jedoch ab und trampelte darauf herum. Wir hungerten weiter. Am nächsten Tag kamen wieder Sattelschlepper, die uns bei wunderschönem Frühlingswetter nach Worms brachten. Unterwegs überquerten wir bei Neckarelz den Neckar auf einer Behelfsbrücke. Plötzlich hielt der Sattelschlepper an, Fahrer, Beifahrer und Wachsoldat rannten, so schnell sie konnten, unter den nächsten Baum. Der Grund: Ein deutscher Düsenjäger (das erste von Düsen angetriebene Flugzeug der Welt, das die Schallmauer durchbrechen konnte und den Amis eine Heidenangst einjagte) überflog uns in ca. 4000 m Höhe. Trotz knurrendem Magen mussten wir lachen.

Das Bild, das sich uns in Worms bot, vergesse ich nie. Es erinnerte mich an die Bilder von zerlumpten, unrasierten russischen „Untermenschen“, wie ich sie in deutschen Zeitungen gesehen hatte. „Jetzt sind wir die ‚Untermenschen‘“, dachte ich…

Ein großes Feld, von dreifachem Stacheldraht umzäunt, war bevölkert von 400–500 verdreckten ehemaligen deutschen Soldaten. Nachts sorgten Scheinwerfer für taghelle Beleuchtung. Wenn einer zu nahe an den Stacheldraht kam, schossen die Amis einfach in die Menge. Dabei gab es auch Verletzte.

Wir zitterten vor Kälte, die Nacht verging wie Kaugummi. Morgens um 6 Uhr brüllte eine Stimme: „Antreten zum Kaffeefassen!“ So gut es in dem Gewimmel ging, formierten wir uns in Sechserreihen, und Schritt für Schritt näherten wir uns der „Kaffeequelle“, den Kaffeefässern – aber womit sollte ich den Kaffee fassen? Ich hatte keinen Becher, kein Essgeschirr und suchte krampfhaft, ob am Rand irgendwo so etwas zu finden sei - nichts! Einer, der merkte, dass ich etwas suchte, fragte mich, und ich erzählte ihm von meiner Not. Da schraubte er von seiner Feldflasche den kleinen schwarzen Becher ab und gab ihn mir. Der Kaffee war in mülltonnenähnlichen Gefäßen. Ich hielt mein Becherlein hin, und von dem Kaffee, den es pro Person gab, fand in besagtem Gefäß 1/8 Liter Platz, der Rest schwappte über. Dazu gab es vier „Hundeknochen“, krachendharten Zwieback, so groß wie ein Fünfmarkstück. Das war das „wunderbare“ Frühstück! Lange, bevor wir wieder in unserem Pferch waren, war es vertilgt.

Die hygienischen Zustände waren „1-a“: In der Mitte des Platzes war eine Grube ausgehoben, wo die Verdauung von etwa 500 Leuten ihren Abschluss fand. Der Rand der Grube war ständig bevölkert. Nachts, als die Amis mal wieder ballerten, fiel einer in voller Kluft hinein. Der Arme! Es gab keine Wasch- und Reinigungsmöglichkeit, keine Möglichkeit, die Klamotten zu wechseln. Was aus ihm wurde, weiß ich nicht. Man war durch den Hunger und die Kälte so abgestumpft, dass man alles nur noch schemenhaft wahrnahm.

Von Worms über Saargemünd nach Marseille

Nach etwa fünf Tagen kamen wieder Sattelschlepper, und die Reise ging weiter nach Saargemünd. Natürlich lagerten wir wieder auf freiem Feld. Solange das

Wetter trocken blieb, war das erträglich, zumal dort Verpflegung für drei Mahlzeiten ausgeteilt wurde. Obwohl wir sie genau einteilten, wurde alles auf einen Streich aufgegessen. Von meiner alten Einheit aus Darmstadt war noch ein Kumpel bei mir: Wolfgang Magin aus Ludwigshafen-Oggersheim. Zum Glück hatte jeder noch einen Mantel. Abends legten wir einen auf die Erde als Unterlage für uns beide, den zweiten benutzten wir als „Bettdecke". Das taten wir auch, als es eines Tages gegen Abend anfing zu regnen. Im Glauben, der Regen würde schnell aufhören, legten wir uns nieder, vom zweiten Mantel zugedeckt. Aber von Schnell-Aufhören konnte keine Rede sein; es regnete sich tüchtig ein. Unsere Bettdecke wurde quatschnass, so dass wir uns erheben mussten. Nach zwei Stunden Dauerregen war der Boden völlig aufgeweicht und unsere zwei Mäntel ebenfalls. In der Nähe lagen leere Verpflegungsdosen herum, jede Menge. Wir holten uns welche und drückten sie in den Schlamm, bis wir eine Art Hocker hatten. Darauf setzten wir uns, Rücken an Rücken, und hängten uns die triefenden Mäntel über, in der Hoffnung, dass die Wolken ihre Schleusen bald schlössen, was gegen Morgen auch tatsächlich eintraf. Durch und durch nass und bibbernd vor Kälte hofften wir auf die Sonne, die auch gegen 10 Uhr ihr wärmendes und trocknendes Werk begann, so dass abends zwar nicht alles getrocknet war, wir aber der Nacht auf unserem „Hocker" unter unseren (nur noch feuchten) Mänteln getrost entgegensehen konnten.

Am nächsten Tag gegen Mittag marschierten wir in Sechserreihen zum Bahnhof. Frauen, die uns Kartoffeln geben wollten, wurden weggescheucht - wie gehabt! Am Bahnhof stand ein langer Güterzug, jeweils ein Waggon für zwanzig Mann. Das Unerwartete und Erfreuliche dabei war, dass es zum ersten Mal Verpflegung für zwei Tage gab und Wasser in Kanistern bereitstand. Ausgehungert, wie wir waren, vertilgten wir alles auf einen Schlag. Die Fahrt ging durch Frankreich, Zielort war Marseille. Vom Bahnhof marschierten wir 2 1/2 Stunden bei glühender Hitze zum „Lager", das aus etwa zwanzig einzelnen Camps bestand. Wir wurden auf Zelte verteilt, je zwölf Mann pro Zelt. Unsere Hoffnung, dass es mit der Verpflegung nun besser würde, erfüllte sich nicht; wir mussten weiterhin hungern.

Im Lager hatten Unteroffiziere und Feldwebel der Wehrmacht das Sagen. Als Lagerführer und Küchenbullen schikanierten sie uns und lebten auf unsere Kosten in Saus und Braus, indem sie von der Verpflegung einen großen Teil für sich abzweigten. Die erste „Amtshandlung": Die „Neuen" wurden kahlgeschoren.

Im Arbeitslager

Am Pfingstmontag wurden wir auf LKWs verladen und ins Arbeitslager gebracht. „Jetzt gibt es endlich ordentliches Essen", glaubten wir – Fehlanzeige! Wir mussten schuften bei nur 1100 Kalorien pro Tag – nur ein Bruchteil dessen, was bei der schweren körperlichen Arbeit notwendig gewesen wäre. Unsere Aufgabe war es, 200-l-Fässer mit Öl und Benzin aus Schiffen auf LKWs zu laden, sie später abzuladen und zu stapeln. „Zum Glück" fiel mir eines Tages ein Fass auf den Fuß. Arbeitsunfähig verbrachte ich 10 Tage im Krankenrevier, die reinste Erholung! Es wurde Sommer, bei 25–30 Grad immer die gleiche Schinderei. Da wir keine Uhren besitzen durften, mussten wir uns an dem Stand der Sonne orientieren. War der Schatten eines Mannes 5 Fuß lang, war der Feierabend nahe, und bald wurden wir zurück ins Lager gekarrt. Eines Nachmittags, wir verteilten gerade die

Fässer auf die LKW, gab es aus heiterem Himmel einen ausgewachsenen Wolkenbruch. Im Nu waren wir patschnass. Unsere Zelte standen unter Wasser, unsere Decken und Klamotten schwammen im Wasser. Wir hatten keine Möglichkeit, unsere Kleider zu wechseln. Da erbarmten sich Ältere, die bereits zwei Etagenbetten hatten, und nahmen uns auf. Ich lag längere Zeit mit einem etwas Älteren aus dem Schwabenland, aus Heilbronn, im Zelt. Der war offensichtlich der geborene Optimist. Alle „Latrinenparolen" (Gerüchte) nahm er positiv auf, so schrecklich sie auch waren, z.B. „Alle Landwirte werden entlassen; obwohl er keiner war, lautete sein Kommentar: „Des isch ginschdig!" – „Alle, die auf der linken Rheinseite zu Hause sind, werden entlassen"; obwohl er dort nicht wohnte: „Des isch ginschdig!" – „Alle, die am Frankreichfeldzug teilgenommen haben, werden erschossen"; obwohl er teilgenommen hatte: „Des isch ginschdig!" – „Wir kommen alle in die Französische Fremdenlegion": „Des isch ginschdig!" Wahrlich ein wackerer Schwabe!

Eines Morgens beim Kaffeefassen sahen wir eine amerikanische Zeitschrift. Auf der ersten Seite stand ganz groß, über die ganze Titelseite: „Hitler dead". Von Trauer bei uns keine Spur. Alle freuten sich, weil man glaubte, jetzt würden wir bald entlassen.

In einer anderen Zeitung lasen wir über die Zustände in den deutschen KZs und sahen Bilder der verhungerten Häftlinge. Unser Kommentar: „Das ist eine Reutermeldung" (Reuters = britische Nachrichtenagentur), was so viel hieß wie „Das ist eine Lüge". Erst viel später erfuhren wir, dass das wirklich stimmte.

Im Herbst hatte ich eines Tages starke Schmerzen in der Leistengegend. Der Sani diagnostizierte ohne lange Überlegung: „Du hast eine Blinddarmentzündung." Der Lagerarzt, ein ganz junger Spund, widersprach dem und tippte auf Malaria. Nachdem ich mich nach zwei Tagen immer noch mit Schmerzen herumschleppte, schickte mich der Medizinmann endlich ins Lazarett nach Marseille. Der Stabsarzt war der gleichen Auffassung wie der Sani und operierte mich sofort. Es war allerhöchste Zeit, alles war schon voller Eiter. „Wenn Sie drei Stunden später gekommen wären, hätten Sie nicht überlebt", war der Kommentar des Arztes. Nach zehn Tagen kam der Ami-Arzt (der junge Spund) und fragte, wieso ich noch nicht entlassen sei. Der Stabsarzt zeigte ihm, wie abgemagert ich war und dass durch eine Drainage noch immer Eiter abfloss. Die Folge: Ich verbrachte sechs Wochen an diesem angenehmen Ort.

Anschließend kam ich in ein anderes Lager, allerdings mit der gleichen Beschäftigung wie zuvor. Inzwischen war es November geworden. Da kam die Meldung an die Lagerleitung, alle Jugendlichen unter 18 Jahren seien sofort in das Lager 404 (das war dasselbe Lager, in das ich im April gekommen war) zu bringen, weil sie noch vor Weihnachten entlassen würden. Als ich in diesem Lager angekommen war, rief plötzlich jemand: „He Dickes, he Willi!" Es war mein alter Klassenkamerad und Freund Reinhard Hentzler. Das war ein Hallo! Wir freuten uns riesig und waren bester Dinge. Weihnachten zu Hause! Aber es wurde Weihnachten, und wir waren immer noch in 404. Es wurde Januar, Februar, März. Die Gerüchteküche brodelte: „Wir kommen alle zur Fremdenlegion, wir werden an die Franzosen verkauft, um Minen zu räumen oder im Bergwerk zu arbeiten." Eines Tages kam eine Ärztekommission. Wie üblich, mussten wir im Adamskostüm vorbeilaufen. Als sie mich erblickten, fragten sie erstaunt, woher ich käme, weil ich so dürr

war und gerade mal 96 Pfund auf die Waage brachte. Ergebnis: Ich wurde als nicht tauglich befunden und bekam einen Stempel „U“ auf die Hand gedrückt. Reinhold, dem es entschieden besser gegangen war – er war in einem Verpflegungslager gewesen –, bekam den Stempel „T“ für tauglich. Er landete bei den Franzosen im Bergwerk und kam erst zwei Jahre später nach Hause. Als die Namen der zu Entlassenden vorgelesen wurde, fiel zweimal der Name Dickes, „Dickes Oskar“ und „Dickes Willi“. Ich wusste sofort, wer Oskar war. Sein Elternhaus war in Niederhausen/Appel. Er war Bäckergeselle und hatte das Glück gehabt, in der Bäckerei zu arbeiten. Am nächsten Tag trafen wir uns. Er hatte einen Rucksack voller Ami-Brot. Nach 1 1/4 Jahren konnte ich mich zum ersten Mal sattessen!

Kurz vor der Entlassung erhielten wir eine Postkarte von den Amis. Wir durften nicht schreiben, wo wir gerade waren. Deshalb richteten wir den Text so ein, dass die ersten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, das Wort „Marseille“ ergaben, was die Eltern auch verstanden.

Zurück nach Deutschland, Entlassung

Auf dem Bahnhof Marseille stand für uns ein Zug mit Personenwagen (!) bereit. Als wir bei Straßburg den Rhein überquerten, sangen wir begeistert „Oh du wunderschöner deutscher Rhein“. Spät abends kamen wir, nach einer mühsamen Fahrt durch den Schwarzwald, in Tuttlingen an, wo das Entlassungslager war. Am nächsten Tag gingen wir zum Bahnhof, seit langer Zeit zum ersten Mal ohne Bewachung. Spät abends waren wir in Kaiserslautern, wo wir im Wartesaal übernachteten. Mit dem ersten Zug am nächsten Morgen kam ich in Alsenz an, mit dem gleichen Zug, der mich früher zur Schule gebracht hatte. Die Schwester von Reinhard, die nach Kreuznach fuhr, sah mich und rief: „Willi, wo ist Reinhard?“ – „In Frankreich“, antwortete ich.

Walter und Eugen waren schon zu Hause. Walter war in der Tschechoslowakei aus einem Gefangenenlager abgehauen und zu Fuß von Brünn nach Kalkofen getrampt. Eugen war im Herbst 45 aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen worden. Jetzt war die Familie wieder komplett.

Studium und berufliche Wege

Wieder daheim – Was nun?

Wie sollte es nun weitergehen? Nachdem ich mich von den Folgen der Gefangenschaft erholt hatte, musste ich mich entscheiden. Ich hatte keinen Schulabschluss. Meine Klasse machte gerade das Abitur. Mutter meinte, dass Bäcker und Metzger gute Zukunftschancen hätten. Ob ich nicht solch eine Lehre beginnen wolle? Nein, das wollte ich nicht. So kehrte ich ans Kreuznacher Gymnasium zurück. Obwohl man uns 1943 versprochen hatte, dass wir nach dem Krieg ein vereinfachtes Abitur erhalten würden, kam ich jetzt eine Klasse tiefer – der Dank des Vaterlandes! Einer der Lehrer hielt mich für einen „Kriegsverlängerer“ und ließ mir seine besondere Aufmerksamkeit zukommen. Er wollte mich von der Schule verweisen, nachdem er mich in der Pause mit einer Zigarette erwischt hatte. Die Lehrerkonferenz lehnte aber seinen Antrag ab.

Jobs, Studium

Mein Berufswunsch war – seit der dritten Volksschulklasse – Lehrer. Die Berufsberatung sagte, dass für mich, der ich vom Land kam, Landwirtschaftslehrer doch das Richtige sei. Das konnte ich gut nachvollziehen und stimmte zu. Bevor ich jedoch das Studium beginnen konnte, musste ich Praktika in zwei verschiedenen Betrieben absolvieren. Das erste fand in Rehbach statt. Dort kam ich zur Familie Dill-Weck, eine fromme Familie. Ihr Wahlspruch lautete: „Ora et labora" (Bete und arbeite). Als Praktikant verdiente ich sage und schreibe 12 Mark im Monat. Zum Vergleich: Der Knecht erhielt 60 Mark!

Das zweite Praktikum war in Mehlingen bei Kaiserslautern. Jetzt bekam ich immerhin 65 Mark. Im Oktober 1951 war die Praktikumszeit vorbei. Das Studium begann aber erst im Frühjahr 1952. Um noch etwas Geld zu verdienen, hatte ich mir in Kaiserslautern schon eine Stelle gesucht, bei der ich 100 Mark verdient hätte. Eines Abends rief mich der Chef der Mehlinger Firma zu sich und wollte wissen, was ich zwischen Praktikum und Studium zu tun gedächte. Ich klärte ihn auf, und er sagte zu meiner großen Überraschung: „Das können Sie auch bei mir bekommen."

Er konnte mich sehr gut gebrauchen. Wieso das? Sein ganzer Betrieb wurde platt gemacht, weil die Amis vorhatten, dort einen Flugplatz zu bauen. Der Chef hatte aber schon in der Nähe von Kusel einen anderen Bauernbetrieb gefunden. „Sie können nach Kusel gehen, bis ich dorthin komme, und die Aufsicht führen." Da sagte ich natürlich sofort zu. Die Dorfbewohner hielten mich für den Verwalter, und ich fühlte mich auch so. Es war eine tolle Zeit!

Anfang 1952 begann das Landwirtschaftsstudium, und anschließend legte ich am Berufspädagogischen Institut in Stuttgart die erste Staatsprüfung als Landwirtschaftslehrer ab. Aber, aber…

Es sollte sich zeigen, dass das „Aber" eine sehr große Rolle bei meinem weiteren Werdegang spielen würde!

Die Landwirtschaft ging zurück, die Schulen durften keine Lehrer mehr einstellen, ich konnte deshalb nie die zweite Staatsprüfung ablegen. Ich hatte zwar das komplette Studium, wurde aber nie Landwirtschaftsrat.

So saß ich zu Hause. Bald verbreitete ein „lieber" Nachbar: „Der Willi ist durchgefallen." Viele glaubten es.

Ich wollte nun Vater nicht noch länger auf der Geldtasche liegen, und so suchte ich mir einen Job, und zwar bei der Landwirtschaftskammer Kaiserslautern. Meine Aufgabe: Ich besuchte ausgesuchte Betriebe, die ich in Zucht- und Futterfragen zu beraten hatte. Sonntagmittags hielt ich in den Dorfkneipen Vorträge zu diesen Themen. Viel verdiente ich nicht dabei.

Nach einem Jahr rief mein Studienfreund W. Neu an und fragte, ob ich Interesse an einer Beschäftigung beim „Landesamt für Bodenforschung" in Wiesbaden hätte. Hatte ich. Also auf nach Wiesbaden! Diese Arbeit – es handelte sich um einen Forschungsauftrag – bestand darin, den Rheingau zu kartieren (Rheingau = rechtsrheinische Gegend zwischen Wiesbaden und Bingen, also die Südseite des Taunus, wo wunderbarer Wein gedeiht). „Kartieren" hieß, gemeinsam mit zwei Männern zu arbeiten; diese trieben in 25-m-Abständen eine hohle Eisenstange in die Erde. Ich musste dann die Bodenart feststellen, in eine Kladde eintragen und am Wochenende in eine Karte einzeichnen. Wenn sich die Bodenart nach 25 m

geändert hatte, ging man 12 m zurück, um die Grenze zwischen den verschiedenen Böden zu finden. Das war ein toller Job! Hoch über dem Rhein verrichteten wir unsere Arbeit, verspeisten nach Herzenslust Trauben und genossen in der Mittagspause die wunderbare Aussicht auf Vater Rhein. Einmal kamen berittene Polizisten und wollten uns festnehmen, weil zu dieser Zeit die Weinberge „geschlossen" waren, d.h., selbst die Besitzer durften bis zum Beginn der Weinlese ihre eigenen Grundstücke nicht betreten. Ich hatte natürlich eine amtliche Erlaubnis.

In dieser Zeit wohnte ich in Geisenheim/Rhein zusammen mit einem Diplom-Landwirt, der an der Weinbauschule in Geisenheim seine Dissertation verfasste. Der war mit seinem Motorroller fast immer unterwegs. Meistens besuchte er Betriebe, die eine hübsche Tochter aufzuweisen hatten. Denen verdrehte er den Kopf und kam jeden Nachmittag mit einer Aktentasche voller Weinflaschen wieder, die wir abends in fröhlicher Runde leerten.

In dieser Zeit unterhielt ich die Zecher und Zecherinnen mit einem „Charaktertest" und hatte tollen Zulauf. Alle wollten natürlich wissen, wie es um ihren Charakter stand. Ich bescheinigte ihnen nur die besten Eigenschaften.

Im Winter dieses Jahres war der Rhein zugefroren. Auf dem Rhein standen Wurst- und Glühweinstände, waren Radfahrer und Fußgänger unterwegs. Statt mit der Fähre ging ich jetzt zu Fuß über den zugefrorenen Fluss nach Bingen zum Bahnhof, wenn ich am Wochenende nach Hause fahren wollte.

Die wunderbare Zeit in Wiesbaden ging schließlich zu Ende. Ich fand eine Stelle in Kaiserslautern bei der „Landsiedlung Rheinland-Pfalz" Diese Gesellschaft verhalf Bauern, die im Osten (Ostpreußen) am Ende des Krieges von ihren Betrieben, ihrer Heimat, vertrieben worden waren, zu neuen Höfen, indem ihnen brachliegendes Land zugeteilt wurde oder indem Wald gerodet wurde. Auch Bauern, die in ihren Ortschaften sehr beengt lebten, wurden ausgesiedelt. Mein Arbeitsgebiet umfasste die gesamte Nordpfalz, also auch Kalkofen. Ich hatte einen Dienstwagen und war viel unterwegs. Stolz fuhr ich mit meinem himmelblauen VW nach Kalkofen. Alles in allem war das ein toller Job. Ich verdiente auch ganz gut, aber es war für mich nur ein „Job". Nach wie vor war Lehrer mein Berufsziel.

Eines Tages las ich in der Zeitung, dass dringend Volksschullehrer gesucht wurden. Sofort erkundigte ich mich in mehreren Bundesländern. Rheinland-Pfalz: „Sie müssen das gesamte Volksschullehrer-Studium absolvieren", also sechs Semester. Baden-Württemberg: Die PH Heidelberg teilte mir mit, ich könnte aufgrund meiner Vorbildung ins 4. Semester einsteigen. Eine PH an der Bergstraße schrieb, dass ich erst eine Ausleseprüfung bestehen müsste. Da Heidelberg sicher war, konnte ich unbeschwert an der Bergstraße zu der Prüfung fahren. Die so hochtrabend angekündigte Ausleseprüfung stellte sich aber als ganz harmlos heraus, es handelte sich um gemütliche Gespräche mit fünf oder sechs Professoren. Ich hätte aber ein Semester länger als in Heidelberg studieren müssen. Also: Heidelberg.

Heidelberg war wunderschön. Das Studium war für mich nicht pures Neuland, da ich mir ja als Landwirtschaftslehrer am „Berufspädagogischen Institut" in Stuttgart bereits pädagogische Sporen erworben hatte. So hatte ich Muße, die Reize des Neckars zu genießen, auf dem Philosophenweg, auf den Spuren großer deutscher und ausländischer Geister, zu wandeln. Auf den Neckarwiesen verbrachte ich fast genau so viel Zeit wie in den Hörsälen. Ich lernte tolle Kumpels kennen.

Während des Studiums mussten wir ein vierwöchiges „Landschulpraktikum“ ableisten. Das fand in einem kleinen Ort namens Binau am Neckar statt. Da ich ja Landwirtschaftslehrer war, verstand ich mich gut mit den Bauern und hätte es gern gesehen, wenn ich dort als Lehrer gelandet wäre. Gegen Ende des Studiums standen wir öfters auf der Neckarbrücke und bewunderten den wunderschönen Sonnenuntergang im Westen, wo Mannheim liegt. Dieses auffällige Naturereignis war auf die vielfältigen Dämpfe und Industrieabgase der Industriestädte Mannheim und Ludwigshafen zurückzuführen. Die Sonne machte gnädiglich aus den (im wahrsten Sinne des Wortes) „atemberaubenden“ und sichtbehindernden Realitäten ein romantisches Erlebnis. Deshalb wünschten wir uns auf keinen Fall Mannheim als Einsatzort. Und wo landete ich nach der Prüfung? Natürlich in Mannheim! Aber die Zukunft zeigte, dass die eigenen Wünsche oder Vorstellungen nicht immer das erfüllen, was man erhofft, oder was man befürchtet. Mannheim stellte sich nämlich als ein außerordentlicher Glücksfall heraus.

Als Lehrer in Mannheim

In Mannheim landete ich im Vorort Schönau, einem sozialen Brennpunkt. Natürlich war das nicht das Traumziel für einen Lehrer. Keiner wollte da hin, ich schaffte es auf Anhieb! Der Schulleiter steckte mich, den Anfänger, in eine Klasse. die bisher – es war Lehrermangel – keiner übernehmen wollte. Sie wurde von dem Klassenlehrer der Nachbarklasse mitgeführt, d.h., nach zwei Stunden wurde sie nach Hause geschickt.

Ich fand 49 Knaben vor, ein wilder Haufen. Die machten, was sie wollten. Mich nahmen sie wahr, aber das war zunächst auch alles. Sie unterhielten sich ungeniert, stritten sich, liefen umher, es ging alles in allem recht munter und lautstark zu. Das Ergebnis des ersten Tages – sechs Unterrichtsstunden – war, dass nach großer Mühe und unendlicher Geduld jeder ein Namensschild vor sich aufgebaut hatte. Das war eine Sisyphusarbeit gewesen! Aber es war ein erster Schritt. Ich konnte sie jetzt persönlich ansprechen, viel wirkungsvoller, als wenn ich in die anonyme Masse gerufen hätte: „Ruhe! Setzt euch hin!“ etc. Am Ende der sechsten Stunde hatte ich auch die vier schlimmsten Kandidaten herausgefunden. Die begleitete ich nach Hause, stellte mich jeweils vor und berichtete den Eltern von dem „mustergültigen“ Verhalten ihres Sprösslings. Die Tatsache, dass ein Lehrer höchstpersönlich bei ihnen aufkreuzte, beeindruckte sie kolossal, und die Reaktion bestand in den meisten Fällen in einer kräftigen Ohrfeige. Diese erzielte eine spontane Wirkung, ganz im Gegensatz zu meinen phonetischen Bemühungen im Klassenzimmer. Nach zwei Wochen hatte ich fast alle Eltern mit meinem Besuch beehrt, und der Unterricht konnte beginnen. Der Schulleiter, dieser Büffel, schlich andauernd um die Klasse herum, um zu hören, was sich da abspielte, und da spielte sich einiges ab und war wahrzunehmen. Nach etwa drei Wochen war der Lärmpegel auf ein Normalmaß geschrumpft, und er kam ins Klassenzimmer und fragte erstaunt: „Wie haben Sie das geschafft, Herr Kollege?“ (Jetzt war ich auf einmal der „Herr Kollege“!) Ich wollt ihm auf jeden Fall die dümmstmögliche Antwort geben und sagte im schönsten Küchenlatein: „Ja, Herr Rektor“ – er bestand auf dieser Anrede –, „das ist meine enorme ‚dona pädagogica‘!“ (dona lat. = Gaben) Dem Herrn Rektor fiel der Unterkiefer herunter; er drehte sich wortlos um und räumte das Feld.

Noch ein Wort zu dieser Musterklasse: In Mannheim gab es in den 50er Jahren einen Stadtschularzt, der sträubte sich gegen die Einführung von Hilfsschulen (Sonderschulen). Stattdessen gab es A-, B-, C- und D-Züge, d.h., in den A-Zügen waren die guten Schüler, in den D-Zügen die potentiellen Hilfsschüler. Diese Aufteilung hatte längst ihr Ende gefunden, auch Mannheim führte die Hilfsschule ein. Meine Klasse war die letzte und einzige dieser Art, die noch existierte. Offiziell gab es sie so aber nicht mehr. Und ausgerechnet ich hatte das Glück, sie zu bekommen, nach dem Motto „Kein Mensch wollte sie, ich hatte sie gleich"! Es war eine vierte Klasse. Ein Lehrer, der eine vierte Klasse führte, wurde jedoch nach der Anzahl der Schüler, die er zu den weiterführenden Schulen brachte, beurteilt. Das heißt, ich hatte allen Grund, mir um meine Beurteilung Sorgen zu machen, zumal die zweite Staatsprüfung noch auf mich wartete. Am Ende des Schuljahres aber galt meine Vierte als normale Klasse, ein Kollege übernahm sie anstandslos.

Meine „Rosskur" hatte sich offensichtlich herumgesprochen. In dem Schulhaus, in dem ich unterrichtete, waren drei Schulen untergebracht. Im Keller die Hilfsschule, in der ersten Etage die Volksschule und im Obergeschoss die Mittelschule. Zuerst sprach mich der Leiter der Mittelschule an, ob ich nicht bei ihm arbeiten wolle. Ich lehnte schroff ab, war ich doch glücklich, endlich als Lehrer arbeiten zu können, und keine Neigung verspürte, noch ein Zusatzstudium – das ich für die Mittelschule gebraucht hätte – zu absolvieren. Aber der Herr ließ nicht locker, fragte immer wieder, bis ich schließlich nachgab und mir eine Stunde anhörte. „Und?" fragte er. Es blieb bei meinem entschiedenen „Nein". Prompt kreuzte auch der Herr aus der Unterwelt wieder auf. "Sie waren bei Herrn Meus, jetzt müssen Sie auch zu mir kommen!" Ich muss einschieben, dass ich bis dahin von der Hilfsschule keinerlei Kenntnisse hatte. Um des Friedens willen stieg ich in den „Hades" hinab. Aber bekanntlich kommt Unverhofft oft. So auch hier. Mich beeindruckte kolossal, wie das Kollegium harmonierte, so dass der Chef keine Mühe hatte, mich für die Hilfsschule zu begeistern, um so mehr, da die Landwirtschaftsschule nicht mehr in Frage kam. Die zweite Staatsprüfung konnte ich nämlich nicht ablegen, weil es keine Planstelle für mich gab – die Landwirtschaftsschulen wurden dicht gemacht. So war ich bereit, an die Hilfsschule zu wechseln, auch wenn hier ebenfalls ein Zusatzstudium erforderlich war. Aber, es wäre ja ein Wunder gewesen, wenn jetzt nicht das „Aber" sein Recht eingefordert hätte: Die Zulassung zum Zusatzstudium war an das Alter gebunden, nämlich der Bewerber durfte das 30. Lebensjahr nicht überschritten haben; das war aber bei mir bereits der Fall. Jetzt folgte zur Abwechslung ein positives „Aber": Der Schulleiter der Hilfsschule war ein erfahrener und tatkräftiger Herr. „Lassen Sie mich mal machen", beschied er mich. Er setzte alle Hebel in Bewegung, und innerhalb von zwei Wochen hatte er beim Kultusminister für mich eine Zulassung „wegen besonders guter Beurteilung" herausgeholt.

Es wäre geradezu ein Wunder, wenn nicht das nächste „Aber" bereits auf der Lauer gelegen hätte, in Form der Kosten für das Studium in Tübingen. Ich hatte kurz vorher geheiratet und demzufolge natürlich kein Kapital. Aber (diesmal wieder positiv) ein ehemaliger Hilfsschulrektor hatte mit dem Kultusminister eine Regelung gefunden, um dem unerträglichen Lehrermangel an den Hilfsschulen abzuhelfen: Jungen Lehrern, die bereit waren, das Hilfsschul-Studium aufzunehmen, sollte ihr bisheriges Gehalt während der Studienzeit in Tübingen weiter-

gezahlt werden. Damit war auch mein finanzielles Problem gelöst, und meiner Weiterbildung stand nichts mehr im Weg. Nach drei Semestern kam ich wieder an eine Hilfsschule in Mannheim.

Bewerbung nach Remscheid, 1964

Das großzügige Entgegenkommen des Ministers war daran geknüpft, dass man sich für fünf Jahre Schuldienst in Baden-Württemberg verpflichten musste. Liesel, meine Frau, stammte aus Rheydt. Die Schwiegereltern besuchten uns oft, fanden die Entfernung jedoch sehr lästig und baten uns immer wieder, doch nach Rheydt zu kommen, mit dem Argument, auch dort würden Lehrer gebraucht. Uns gefiel es aber in Mannheim, wir hatten überhaupt nicht die Absicht umzuziehen. Hartnäckig beharrten die Schwiegereltern jedoch auf ihrer Bitte. Da kam eine Stellenausschreibung in der „Zeitschrift für Heilpädagogik" wie gerufen. In Remscheid war die Stelle des stellvertretenden Schulleiters einer Sonderschule ausgeschrieben. Ich hielt mich für besonders schlau, indem ich mich um dieses Amt bewarb und so den Schwiegereltern meinen guten Willen zeigte, wobei ich in dem Glauben war, für diese Stelle überhaupt nicht in Frage zu kommen. Die Rechnung schien aufgegangen zu sein – ich hörte ein Jahr nichts aus Remscheid und hatte die Sache schon vergessen.

Da kam völlig unerwartet, kurz vor den Osterferien, ein Schreiben des Schulamtes Remscheid mit dem Inhalt, ich sei in der engeren Wahl und möge in den Ferien bitte vorsprechen. So fuhren wir nach Remscheid – wir hatten ohnehin die Absicht, meinen Schwager Werner, der kurz vorher nach Remscheid versetzt worden war, mal zu besuchen. Auf dem Schulamt eröffnete man mir, ich sei sei vom Schulausschuss für die betreffene Stelle gewählt worden. Das war ja schön und gut, und ich glaube, ich fühlte mich durchaus geehrt, aber (!) da war ja noch die Sache mit der fünfjährigen Verpflichtung. Ein Onkel von Liesel war ein „hohes Tier" am Kultusministerium in Düsseldorf. Der konnte doch bestimmt mit gutem Rat helfen. Er meinte: „Du kannst unbesorgt kommen – es kommen ständig Lehrer aus Baden-Württemberg nach Nordrhein-Westfalen, und umgekehrt; da fragt kein Mensch nach einer Verpflichtung."

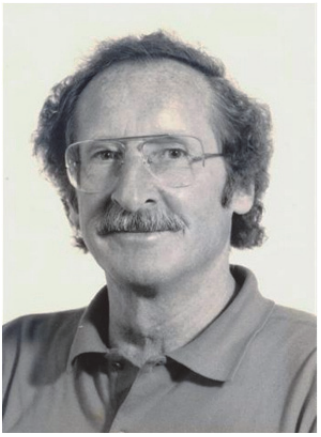
Also stellte ich einen entsprechenden Antrag, dem prompt die „Versetzung aus dienstlichen Gründen" folgte. Aber eine knappe Woche später kam die Mitteilung, ich hätte 3/5 der während des Studiums erhaltenen Bezüge zurückzuzahlen, da ich ja nur 2 Jahre als Sonderschullehrer in BW gearbeitet hatte. „Warum haben die mich dann überhaupt versetzt?", war die Frage, die ich mir, aber auch dem Kultusministerium in Stuttgart stellte. Statt einer Antwort kam die Aufforderung aus dem Schwabenland, ich hätte umgehend zu zahlen. Wahrheitsgemäß schrieb ich, dass ich nicht über annähernd so viel Geld verfügte. Es folgte sehr unfreundlich erneut die Aufforderung auf baldige Erledigung. Es entwickelte sich ein Briefwechsel, in dem der Ton auf beiden Seiten an Schärfe zunahm. Schließlich, ohne meine Frage beantwortet zu haben, setzten sie mir eine Frist unter gleichzeitiger Androhung einer Klage bei nicht Einhaltung derselben.

Nun blieb mir nur die Möglichkeit, einen Rechtsanwalt einzuschalten. Der schickte dem Kultusministerium ein in feinstem Juristen-Deutsch verfasstes Schreiben. Das Kultusministerium jedoch ließ sich auf keine Diskussion ein und verklagte mich. Toll! Ich gegen Baden-Württemberg! Es dauerte fast drei Jahre, ich

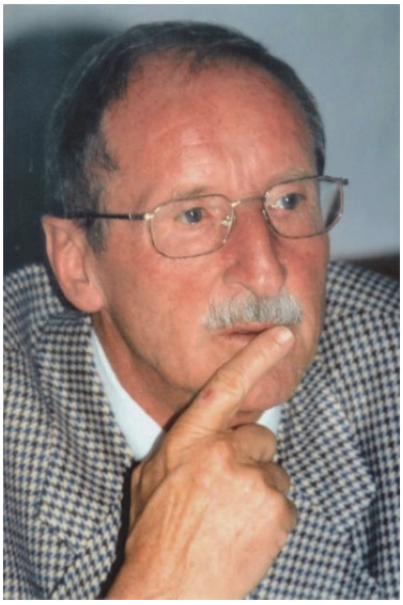
war inzwischen bereits Sonderschulrektor, kam das Urteil des Arbeitsgerichtes Karlsruhe: „Der Beklagte ist nicht verpflichtet zu zahlen."

Ich glaubte, damit sei die Sache erledigt. Von wegen! Stuttgart legte Widerspruch ein, der Fall kam vor das Landesarbeitsgericht in Mannheim. Nach „nur" zwei Jahren dessen Urteil: „Nicht verpflichtet!" Fristgerecht legte das Kulturministerium Rechtsmittel ein. Diesmal dauerte es nur noch ein Jahr, bis der Bundesarbeitsgerichtshof Berlin die beiden vorher ergangenen Urteile bestätigte. Aber!

Juristisch war die Sache jetzt einwandfrei geklärt, sie war jedoch noch nicht ganz ausgestanden und spielte bei der sogenannten Rektorenprüfung noch einmal, nein zweimal, eine Rolle: Der Herr Oberschulrat aus Düsseldorf, der mich prüfte, machte mir mit korrekter dienstlicher Miene klar, dass ein deutscher Beamter mit seiner vorgesetzten Dienststelle so nicht umzugehen habe, wie ich es mir erlaubt hatte! Peng! Am Ende des Prüfungstages verabschiedete er sich ohne Kommentar. Ich erhielt kein Prüfungsergebnis, stattdessen meldete sich drei Monate später Düsseldorf bei mir und fragte nach dem Ergebnis der Prüfung. Der Oberschulrat war nämlich inzwischen nach Arnsberg versetzt worden, ohne vorher den Vorgang abzuschließen. Sein Nachfolger fand meine Unterlagen vor und teilte mir mit, er müsse mich deshalb noch einmal aufsuchen. Bevor die Prüfung begann, stellte er sich vor mich hin, legte mir die Hand auf die Schulter und sprach: „Ich habe Ihren Schriftwechsel mit Stuttgart gelesen. Alle Achtung! Sie haben Zivilcourage!" Am Ende des Prüfungstages eröffnete er mir, dass er mich für die Stelle vorschlagen würde. In etwa drei Monaten könne ich mit der Ernennung rechnen.



Ende der 80er Jahre



[Anmerkung W. Sch.:] 1966 wurde Willi Dickes Konrektor, 1967 Rektor an der erwähnten Remscheider Sonderschule an der er 25 Jahre, bis zu seiner Pensionierung 1992, tätig war. Heute (2015) wohnt er immer noch in Remscheid-Lüttringshausen, allein mit fast 88 Jahren, rüstig und aktiv. Eine Tochter wohnt mit Familie in der Nähe, die jüngere Tochter lebt in Berlin. Er selbst geht nach wie vor mindestens einmal die Woche in „seine" Schule und betreut und fördert dort ehrenamtlich Schüler.

Willi Schattauer

Ferien in Kalkofen[1]

Aus meiner Kindheit ist mir noch recht gut das Dorfleben Anfang der 60er Jahre in Erinnerung. Damals, bei Opa Ludwig und Oma Elisabeth (Dickes) in Ferien, konnte ich das Dorfleben pur miterleben. Und ich, gerade mal so sechs Jahre alt, empfand es als wunderschön. Schon morgens früh begann das Treiben: Im Hof und Stall gegenüber hörte man das Rasseln und Klirren der Ketten der hungrigen, unruhig werdenden Kühe. Mancher Hahn hatte schon frühzeitig den neuen Tag begrüßt, der Hofhund schon seine Freude oder auch sein Missfallen, je nachdem, durch Geheul oder Gebell kundgetan. Die Fütterung des Großviehs verlief auch nicht gerade leise. Das Öffnen der Hoftore, die Melkmaschinen, das Anlassen der Traktoren, das erste Geplauder über die „Gass" – der Austausch der Neuigkeiten, der Dorfklatsch –, auch das gehörte selbstverständlich dazu. All dies in Lautstärken, die heute so nicht mehr vorstellbar sind und sicherlich auch nicht mehr allseits geduldet werden würden.

Zu recht früher Stunde, so jedenfalls habe ich es noch in Erinnerung, hörte ich ein gleichmäßiges, unterbrochenes Metallgeräusch – „klack, klack, klack" – auf der Straße, verbunden mit mehr oder weniger starkem Husten. Der alte Herr Adam, „Adam-Onkel" genannt, war mit dem Stock in der Hand und dem Korb am anderen Arm unterwegs, das Dorf hinaus zum Kehrweg, um dort an seiner *„Feldscheier"* die frisch gelegten Hühnereier aus den Nestern zu holen.

Ihre eigenen Geräusche hatte die Ablieferung der Milchkannen, zu Fuß mit den speziell dafür in jedem Betrieb vorhandenen Karren zur Sammelstelle in der Ortsmitte, zum *„Milchheisje"*, verbunden mit der Besorgung von Lebensmitteln aus der benachbarten, gemeinsamen Gefrieranlage oder aus einem der beiden Lebensmittelgeschäfte, bei *„Bäckersch"* oder bei *„Arnolds"*. Lustig in diesem Zusammenhang auch die Erinnerung, dass diese Ablieferzeiten morgens und abends zeitlich begrenzt waren und einzelne – meist ein und dieselben – oft ganz knapp oder zu spät an der Ablieferstelle erschienen, was in der Regel (teilweise durchaus verständlich) zu lautstarken Meinungsverschiedenheiten führte, meistens jedoch ohne Erfolg – beim nächsten oder übernächsten Abliefertermin wiederholte sich das Ganze.

Später traf das Postauto, das *„Postche"*, nebenan ein. Briefe und Pakete wurden angeliefert, zum Monatsersten auch die Rente zur Auszahlung mitgebracht, Sendungen wurden mitgenommen, und wer nach Alsenz oder in die Stadt nach Rockenhausen wollte, der konnte gegen Entgelt einsteigen und mitfahren.

All dies spielte sich noch vor meinem Aufstehen ab. Der Tag selbst hatte für ein Ferienkind jede Menge Abwechslung bereit, war es die Schmiede meines Großvaters, in der noch gelegentlich das Feuer in der Esse zum Schärfen der Werkzeuge entfacht wurde, oder dass jemand in den Laden kam. Hier gab es Haushaltswaren, und besonders erinnern kann ich mich an die „Sammeltassen", die damals als Geschenk bei Geburtstagen und Konfirmationen hoch im Kurs standen. Hier im Dorf, und daran kann ich mich auch noch gut erinnern, war es – im Gegensatz zu dem großen, anonymeren Hochspeyer – noch üblich, dass die Konfirmanden fast

[1] Ein ähnlicher Bericht erschien in Willi Schattauer, Beiträgen zur Dorfgeschichte Kalkofen, Heft 13.

aus jedem Haushalt ein Geschenk bekamen. Dies zur Freude der Beschenkten und wohl auch zur Freude meiner Großeltern bzw. später meines Onkels, denn so wurde noch das eine oder andere umgesetzt in diesem kleinen Lädchen.

Es gab dort außerdem noch Werkzeuge, Propangas und Eisenwaren, Küchen- und Elektrogeräte.

Den ganzen Tag pulsierendes Leben im kleinen Dorf. Sei es in der Wagnerei und Schreinerei gegenüber bei *„Wohnersch"* oder weiter unten bei „Baumanns" in der Tischlerei, später geräuschvolles Geplauder aus der Gastwirtschaft *Blanck* (später Geib), wo es einen der wenigen Fernsehapparate zur damaligen Zeit gab und wir uns öfters abends außen auf den Haussims stellten, um durchs Fenster die bewegten Schwarz-Weiß-Bilder zu bestaunen.

Bei *Arnolds* wurden auch noch kleine Näh-Schneiderarbeiten angenommen und beim Bäcker wurden so manche 1-, 2-, 5- oder 10-Pfennig-Stücke für *„Schnääges"* (Süßigkeiten) umgesetzt. Ich persönlich hatte dazu eine ergiebige Quelle entdeckt. Mein Opa hatte ein Glasschälchen voll dieser Münzen in der Küchentisch-Schublade aufbewahrt. An dieser „bediente" ich mich öfters und glaube kaum, dass ich jedes Mal um Erlaubnis gefragt habe. Aber gemerkt hat er es wohl doch und schweigend geduldet. Er war, soweit ich mich zurückerinnern kann, ohnehin kein Mann der vielen Worte.

Auf der *Gass* war ständig Betrieb. Anders als heute, wo viele Autos durch das Dorf „rauschen" – nein, diese waren damals noch eher selten. Vielmehr waren es die durch die Landwirtschaft notwendigen Arbeitsabläufe. Hier wurde der Eber über die Straße in den Stall des Nachbarn getrieben, dort hörte man die Klingel eines Scherenschleifers oder die Schelle und den langgezogenen Ruf des Lumpenhändlers: „Lumpen, Alteisen" oder auch den lauten Ruf „Richard, Albert, schnell – wir bekommen ein Kalb!" So konnten wir auch das miterleben: Geburtshilfe. Nicht weniger interessant für uns Kleine war die Lieferung von Getränken durch die Brauerei Bonnet aus Meisenheim in die Gastwirtschaft nebenan. Heute, im Nachhinein, wenn ich an diese Zeit zurückdenke, habe ich immer das Gefühl, dass damals die Leute körperlich schwer und viel schaffen mussten, sie sich aber mehr Zeit für alles gelassen haben. Nicht zuletzt auch bei der Getränkelieferung: die schweren Kisten, die langen Wege, die schmalen Treppen – viel körperliche Anstrengung. Aber während und nach der Arbeit blieb Zeit – oder die Lieferanten nahmen sich diese –, und oftmals saßen sie anschließend noch bei einem Imbiss in der Wirtschaft.

Zu uns kamen die großen blauen Lkw der Firmen Diebold aus Kreuznach und Leysser aus Idar-Oberstein und lieferten die bestellten Waren aus.

Stundenlang konnte ich all diesem faszinierenden Treiben folgen. Dazu hatte ich mir einen geradezu idealen Platz ausgesucht, der mir kleinem Knirps den nötigen Überblick bot: Ich saß links hinter unserem grünen, etwa 2 m hohen Hoftor aus Holz auf der Verriegelungsstange und wurde es nicht leid, diesem Dorfleben von oben über das Tor hinweg zuzusehen. Besonders, wenn sich damals Onkel Willi, mein Patenonkel (*„Pedder")* aus Remscheid zu einem der eher seltenen Besuche ankündigte, hatte ich schon recht früh am Tag meine Aussichtsposition voll Erwartung und Vorfreude eingenommen. Mehr noch als die Freude über das Wiedersehen des Onkels war wohl die Gewissheit, dass dieser auch wieder ein

Geschenk für mich dabei haben würde, was die Zeit, bis er endlich eintraf, unendlich lang werden ließ.

Von meinem Ausguck aus konnte ich auch den Gemeindediener, Herrn Troubal, sehen, wenn dieser mit seiner lauten Schelle durch das Dorf ging und die neuesten amtlichen Bekanntmachungen verlas. So wurde unter anderem bekanntgegeben, wenn der Einnehmer ins Dorf kam oder das Gesundheitsamt vor Ort erschien, um z.B. Impfungen vorzunehmen. Diese amtlichen Besorgungen wurden in der Gemeindestube im alten Schulhaus abgehalten; auch wurden dort noch Steuern bar erhoben.

Auch unvergessen: der alte Mann aus dem Talweg, der es verstand, uns Kindern Angst einzuflößen durch seine Grimassen, die er immer zog. Getan hat er uns nie etwas, aber „Bammel" hatten wir trotzdem vor ihm.

Dass schräg gegenüber unsere Nachbarn *„'s Schullehrs"* eigentlich Lamb, dass *„´sWohnersch"* richtig Müller, nebenan *„'s Hannesarms"* Geib und schräg gegenüber die Familie *„'s Schorsche"* richtig Jung hießen, lernte ich mit der Zeit. Dafür waren wir, mein Bruder und ich ja auch *„'s Schmidts Else sei Kleene"* oder *„'m Schmidt-Lui sei Enkelcher"*.

Hausschlachtungen in diesem oder jenem Hof hatten, je nachdem wie man mit der Familie stand, zur Folge, dass man mit der großen Milchkanne losgeschickt wurde, um seinen Anteil an „Mezzelsupp" oder „Worschtsupp", eventuell auch etwas „Hausmacher", abzuholen.

Die Sonntage waren, besonders im Sommer, immer etwas Besonderes. Fein geputzt gingen die Erwachsenen zum Gottesdienst. Für die Konfirmanden war der Kirchenbesuch Pflicht. Oben auf der Empore *(„Bordkerch")* war ihr Platz, und nicht selten kam es vor, dass der Pfarrer strafende Blicke nach oben richtete, wenn mal wieder der eine oder andere Unfug trieb und die anderen das Kichern kaum unterdrücken konnten. Besonders, wenn der Kirchendiener bzw. die Kirchendienerin gegen Ende des Gottesdienstes die Glocken manuell mit den Glockenseilen bedienen musste, ging das unterdrückte Gekicher los.

An Wochenenden, an denen keine Kirche war, trafen sich die Kinder und Jugendlichen oft im Talweg bei Familie Dickes/Mohr zur christlichen Jugendstunde. Daran habe ich noch schöne Erinnerungen. Wie toll war es, wenn mal ein Missionar kam und von dem fernen Afrika berichtete, wenn wir gemeinsam Lieder sangen oder spielten. Gut erinnern kann ich mich auch an die kleine Sammelbüchse, ein Bübchen, das sich bei jeder Münzspende durch Kopfnicken bedankte.

Diese Sammelbüchse von Bethel gibt es heute noch, verborgen hinter Büchern stehend; Frau Mohr hat sie mir hervorgeholt.

Nach dem Mittagsessen wurde oft etwas geruht, und danach folgte, witterungsabhängig, hin und wieder ein Sonntagsspaziergang. Der führte nicht selten den Talweg hinab in den Wöllsteiner Wald, und das Ziel war in der Regel das steinerne Häuschen, „Försterhäuschen“ genannt. Nicht nur wir, sondern auch viele andere Familien hatten das gleiche Ziel. An den Osterfeiertagen, fällt mir gerade ein, war der Weg dorthin geschmückt von gefärbten Eierschalenstückchen, die die Kinder auf dem Weg beim Schälen der Ostereier fallenließen.

Das Kino in Alsenz war damals etwas Besonderes. Jedenfalls für die Großen und die „Größeren“, die dort zu erschwinglichen Preisen etwa die zuvor in Büchern konsumierten Abenteuer von Winnetou nun groß und bunt auf der Leinwand nochmal erleben und mitverfolgen konnten. Der Besuch des Kinos erfolgte natürlich in der Regel zu Fuß. Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, ob auch ich jemals dieses Kino besuchen durfte.

Nicht selten kam es vor, dass mein großer, vier Jahre älterer Bruder Fritz nach Alsenz geschickt wurde, um dieses oder jenes zu erledigen; z.B. waren es Schuhe, die beim Schuhmacher Nenninger abzugeben oder wieder abzuholen waren. Toll fand ich es, wenn ich ihn begleiten durfte. Ob er es auch immer so toll fand, wage ich heute zu bezweifeln.

Ihn bewunderte ich insgeheim für seine Fähigkeit, jeden Traktor im Ort, ohne diesen überhaupt zu sehen, alleine an dessen Motorengeräusch, bereits von Weitem erkennen und bestimmen zu können.

In der Gemarkung rings ums Dorf und im Dorf selbst gab es allerlei zu erleben. Wir kletterten gerne auf Bäume und Dächer, und manches vermeintlich „Nützliche", von den Vorbesitzern auf den Schuttabladeplatz weggeworfener Müll, fand bei uns Kindern das größte Interesse; zum Leidwesen der Erwachsenen wurde es dann heimgeschleppt, um später meist doch wieder dort hingebracht zu werden, wo wir es gefunden hatten.

Die Größeren, im Alter meines Bruders, damals etwa 10-12-Jährige, wagten sich zu Erkundungen in die alten Bunkeranlagen im Hallerweg oder am Laubert. Dies war wegen der Einsturzgefahr sehr gefährlich und an sich strengstens verboten.

Besonders im Herbst kamen oft die Amerikaner mit ihren großen Panzern und vielen Soldaten durch das kleine Dörfchen. Die Häuserwände wackelten, und die Fensterscheiben vibrierten bei der Durchfahrt der gepanzerten Kolosse durch die schmale Hauptstraße. Wir Kinder fanden dies abenteuerlich und konnten gar nicht verstehen, warum die Erwachsenen das nicht genauso sahen. Im Manöver, das oft nahe des Dorfes oder mitunter sogar im Dorf stattfand, fiel so manches Begehrenswerte für uns ab. Waren es Schokolade, Kekse oder Kaugummi für uns Kleinen, so eroberten die Größeren Patronenhülsen, Dosen mit Lebensmitteln (Erdnussbutter, Marmelade), und manch einer kam erstmals in den Genuss einer Zigarette.

Ebenfalls in die Herbstferien fiel meistens die Traubenlese und die Kartoffelernte. Beim *„Herbsten"* war nachmittags der Imbiss im Wingert für uns, die wir nicht allzu viel helfen konnten, das Wichtigste. Bei der Kartoffelernte waren die Kartoffelfeuer angesagt. Das Kraut wurde verbrannt, und in die Glut wurden auf dem Acker zurückgelassene Kartoffeln hineingelegt oder mit Stecken hineingehalten, bis sie äußerlich schön verkohlt und innen zumindest teilweise gar waren.

Auf den Feldern aufgesetzte Strohhaufen, die von der letzten Ernte stammten, waren nicht selten Tummelplätze für uns mit selbstgebauten Holzgewehren bewaffnete „Helden".

Nach der Rübenernte, der *„Rummelernte"*, war es fast selbstverständlich, dass jedes Kind sich eine Rübe beim Bauern erbettelte, diese durch Aushöhlen und fantasievolle Gestaltung bearbeitete, anschließend mit einer Kerze versah und dann seinen „Rummelkopf" bei Einbruch der Dunkelheit an sein Fenster stellte oder mit diesem furchterregenden Teil andere Leute zu erschrecken versuchte.

Abends recht früh zu Bett zu gehen, das war ich von daheim gewöhnt, obwohl dort zu dieser Zeit, im Gegensatz zu Kalkofen, schon ein Fernseher vorhanden war; aber damals war wochentags noch nach dem Sandmännchen Schluss. Hin und wieder, wenn wir besonders brav waren, war auch mal an einem Samstag eine der hoch im Kurs stehenden Abendsendungen von Peter Frankenfeld oder Rudi Carrell drin. Bei den Großeltern dagegen war das Zu-Bett-Gehen für mich viel interessanter, denn dort bekam ich so manche Geschichte von meiner Oma erzählt – Geschichten von früher, Märchen, wahre Begebenheiten, teils lustige, teils traurige. Auch wenn sie sich mit der Zeit wiederholten, konnte ich nicht genug davon bekommen, und noch heute denke ich gerne daran zurück. So manche mündliche

Überlieferung, die schon in meine Beiträge zur Dorfgeschichte von Kalkofen eingeflossen ist, stammt aus der damaligen Zeit.

Mindestens einmal die Woche, für mich ebenfalls immer interessant, hörte man von der benachbarten Wirtschaft abends den Männergesangverein bei der Chorprobe.

Anders als zu Hause in unserem erst wenige Jahre alten Neubau, wo man an allen zeitgemäßen Komfort gewöhnt war, galt es hier noch tagsüber auf das „Häuschen mit dem Herzen in der Tür" zu gehen, ohne Wasserspülung, ohne zartes, mehrlagiges Toilettenpapier, sondern mit grobem Zeitungspapier, draußen im Hof. Für Notfälle nachts stand noch das *„Nachtdibbsche"* unterm Bett. Das samstägliche Bad fand noch in der *„Wäschbidd"* in der Küche statt. Der heute selbstverständliche tagtägliche Wäschewechsel war damals noch undenkbar. Verständlich , wenn man sich zurückerinnert, wie mühevoll das Wäschewaschen damals ohne elektrische Waschmaschine, Schleuder und Trockner war.

Viel zu schnell waren sie meist um, die Ferien bei meinen Großeltern in Kalkofen, dem kleinen Dörfchen mit all dem beschriebenen pulsierenden Leben. Jetzt galt es, wieder die Heimreise anzutreten. Da im Hause, wie in vielen anderen Haushalten zu dieser Zeit auch, noch kein Auto vorhanden war, machten wir uns meist mit Onkel Eugen und unserem Gepäck zu Fuß auf den Weg nach Alsenz zum Bahnhof. Dort hatte der Eisenbahner noch in Respekt einflößender blauer Uniform Dienst an der Sperre. Der von weitem hör- und sichtbare Dampflokbespannte Zug mit seinen dunkelgrünen Reisezugwagen mit den hohen Tritten und schweren Türen fuhr ein. Nach dem Einstieg ein letztes Winken zum Abschied, kleine Tränen in den Augen, und der Zug verschwand mit lautem Pfiff im Alsenzer Tunnel. Zurück ging es nach Hochspeyer, dem großen Dorf in Stadtnähe, wo der Alltag einen ganz anderen Ablauf hatte als in dem kleinen verträumten Kalkofen. Wer konnte damals ahnen, dass sich innerhalb kurzer Zeit, in nur wenigen Jahren, all dies radikal verändern würde und die Bewohner des Dörfchens ruckzuck ihren Lebensstandard dem der großen Dörfer anpassen würden.
Schön, dass ich noch das alte Kalkofen als Kind erleben durfte!

Heute, über fünf Jahrzehnte später, so empfinde ich es, haben die kleinen Dörfer, so auch Kalkofen, dieses einstige eigene Flair verloren. Das ist auch verständlich und zeitgemäß. Wenn man berücksichtigt, dass fast alle Männer und Frauen im Erwerbsalter zur Arbeit nach auswärts pendeln, ja sogar schon die Kleinen sich ab dem Kindergartenalter zumindest halbtags außerhalb des Dorfes befinden, bleiben nicht mehr allzu viele Personen tagsüber im Dorf. Die Gemeinde hat sich mehr und mehr vom zentralen Lebensmittelpunkt zur Feierabend-, zur Schlaf- und Wochenendgemeinde gewandelt.

Schon vor Jahren vom großen in das kleine Dorf verschlagen und heute hier in der Verantwortung stehend, ist es mein Wunsch, unseren Kindern, die hier leben und aufwachsen, so weit wie möglich entgegenzukommen und sie, wo immer es nur geht, zu unterstützen, damit sie in unserem, in ihrem Dörfchen auch eine schöne Kindheit verleben können, in der Hoffnung, dass sie später, wenn sie mal, dem Trend folgend, weggezogen sind, eine hoffentlich schöne Erinnerung an ihre Kindheit im kleinen Dorf Kalkofen bewahren können.

Julia Carolina Schattauer

Zwischen Schweinestall und „Räumsche“

Meine Haare wehen im Fahrtwind, mit der einen Hand halte ich mich an der Eisenstange fest, mit der anderen greife ich das Halsband unsres Hundes, aus Sorge, dass er abspringt, was er aber nicht tut, weil er die Fahrt genauso genießt wie wir.

Ich erinnere mich, wie ich zusammen mit meinem großen Bruder Marco und unserem Mischlingshund Moritz auf dem Autoanhänger saß. Wir fuhren mit meinem Vater über die Vockwiss zum Spielplatz, um Holz abzuladen. Zusammen mit meinem Onkel Hans-Georg – von mir „Onkel Goga“ genannt – arbeitete er am Rutschenturm. Wenn Papa Materialien holen musste, dann durften wir von unserem Haus oben bis zum Spielplatz auf dem Hänger mitfahren, weil er genau wusste, wie gerne wir uns den Wind um die Nase wehen lassen. Zu unserer Freude passierte das öfter, denn irgendwo wurde immer gebaut: am Spielplatz, am Dorfgemeinschaftshaus, in der Ohlbach – es ging viel voran, und ich hatte nie den Eindruck, dass Kalkofen ein verschlafenes Nest ist, in dem nichts passiert.

Auch ich war schon als kleines Kind immer mit eingebunden ins Dorfleben. In der Weihnachtszeit wurde bei Frau Krebs das Krippenspiel geprobt, bei dem ich mit fünf Jahren erstmals die Maria, später auch König, Joseph oder eine Sternschnuppe spielte. An den sonstigen Wochenenden wurde bei Uschi für Auftritte an Dorffesten und in der Kirche Flöte oder Gitarre geübt. Manchmal haben wir danach Stunden bei Uschi mit Brettspielen und Gummibärchen verbracht. Einmal im Jahr sind wir Flötenkinder dann in eine Flötenfreizeit gefahren, meistens nach Trippstadt. Dort haben wir geübt, Wanderungen gemacht, sind geklettert, haben Gesellschaftsspiele und Tischtennis gespielt. Und mindestens einmal wurde mit einem Glas Miniwürstchen Mitternachtspicknick gemacht, das war unser Ritual. Ich erinnere mich daran, als sei es erst gestern gewesen; aber wenn ich heute die

kleinen Flötenkinder im Weihnachtsgottesdienst sehe, merke ich, wieviel Zeit seither vergangen ist.

Sicherlich unterscheidet sich die Kindheit in Kalkofen von der Kindheit in der Stadt oder in größeren Dörfern. Keine Geschäfte, keine Zugverbindung, wenige Kinder. Ich kann mich noch an den Getränkemarkt Sittel erinnern, ansonsten gab es keine Geschäfte, wo wir unser Taschengeld durch Süßigkeiten-Kaufen loswerden oder sehnsüchtig Spielzeug anstarren konnten. An manchen Tagen kam der kleine Sparkassenbus, zu dem mich Oma Lina manchmal mitnahm. Im Sommer kam täglich der Eismann, auf den ich schon sehnsüchtig wartete. Sobald der blaue Bus die Bergstraße hochfuhr, rannte ich los, um mir ein *Bällche* „Himmelblau-Eis" und Moritz, unserem Hund, ein Vanilleeis zu kaufen. Ein- bis zweimal im Jahr kam ein Auto mit Bundeswehrklamotten, auf das Marco, Christoph und Steffen stets ungeduldig warteten. Sonst war der Kaugummiautomat unsere einzige Möglichkeit, ein paar Pfennig an den Mann zu bringen. Wobei man da immer etwas aufpassen musste, ob Steffen uns nicht wieder einen Streich gespielt und in den Automaten gespuckt hatte.

Die *Buwe* waren damals hauptsächlich im Wald, vor allem am Steinbruch, haben dort Lager gebaut und wollten uns *Määd* nicht unbedingt dabei haben. Wir waren stattdessen die meiste Zeit im Stall. In jeder freien Minute bin ich mit Reitstiefeln die Hochstraße entlang zu *'s Walters*. Oft war auch meine Cousine Carolina dabei, und zusammen haben wir Fohlen, Rinder, Ferkel, Kätzchen und vor allem viele Welpen aufwachsen gesehen.

Auf den Winter haben wir uns immer besonders gefreut. Einmal hatte Marco zu Weihnachten einen neuen Schlitten bekommen, einen aus Plastik, der besonders windschnittig aussah und mit den normalen Holzschlitten nicht viel gemein hatte. An der *„Lay"*, die besonders steil war, wurde der neue Schlitten ausprobiert. Ich saß hinten drauf, und in einem Affenzahn ging es den Berg hinab über den Asphalt, dass die Funken flogen und rein in den gegenüberliegenden Zaun. Mir war das Teil viel zu schnell, und danach habe ich mich lieber an meinen alten Holzschlitten gehalten. Ich war schon immer die ängstlichere, für Marco hingegen konnte es gar nicht schnell und waghalsig genug sein. So war es auch mit dem Fahrrad. Einmal mit Anlauf von der Bergstraße gestartet, fuhren Marco und Christoph ohne zu schauen, ungebremst das Dorf hinunter. Ein Wunder, dass nie etwas passiert ist.

Wir Flötenkinder mit Uschi beim Schlittenfahren – vorn: Lisa Müller, Vanessa Weggen (liegend), Patrick Weggen, Carolina Blanck, Julia Schattauer, Marion Führus, Martin Müller; hinten: Anne Krebs (hinter Lisa), Uschi mit Victoria Becker, Florian Lorenz

Als ich zwölf war, bekamen wir Niklas. Ich weiß noch, wie geschockt ich zunächst war, als Mama und Papa uns die „frohe Nachricht" überbrachten; aber dann freute ich mich so sehr über das kleine Geschwisterchen, dass ich es auf dem Schulweg jeder einzelnen Person erzählen musste. Im Für-mich-Behalten war ich noch nie besonders gut. Niklas war für Marco und mich irgendwie wie ein Spielzeug, immerhin war der Altersabstand zwölf und vierzehn Jahre. Wir brachten ihm dumme Sprüche bei, die er begeistert nachplapperte, und spornten ihn bei jedem Unsinn an, den er so anstellte.

So wie früher mit dem Schlitten oder dem Fahrrad ging es später mit den Mofas weiter. Marco, Christoph und Steffen nutzten jede freie Minute, um mit ihren Mofas durch die Gegend zu heizen.

Langsam fühlten sich die Jungs für die Spiele im Wald und wir Mädchen für die täglichen Stallbesuche zu alt, und wir unternahmen wieder mehr zusammen. Manchmal durfte ich selber mit Steffens quietschgelben Mofa den Talweg hinunterfahren; doch wie immer war ich auch da nicht sonderlich mutig und überließ das Fahren lieber den anderen. Wenn in der Ohlbach auf dem Zeltplatz Jugendgruppen waren, fuhren wir auch immer zusammen mit dem Mofas vorbei und schauten, was die da eigentlich machten. Meistens hatten sie einen großen Aussichtsturm gebaut, auf dem eine Flagge gehisst war. In der Nacht haben wir uns dann heimlich noch einmal runtergeschlichen, um die Flagge zu klauen oder um den Kindern ein bisschen Angst einzujagen. Meistens hatte ich am allermeisten Schiss dabei. Zwei- oder dreimal kamen auch ein paar Jungs aus Mainz, so um die zwanzig, und verbrachten ein paar Tage in Kalkofen mit Gitarre und Bier. Ich war unheimlich begeistert von ihren Autos; sie hatten einen originalen alten Mini Cooper, einen Landrover

Defender und einen ehemaligen Leichenwagen. Kurzerhand gingen wir zu ihnen und fragten, ob wir ein bisschen mit ihnen feiern dürften, und verstanden uns an diesem Abend so gut mit ihnen, dass sie im Jahr darauf sogar zur Kerb kamen und mit uns zu Schwarzenaus' Musik auf den Tischen getanzt haben. In meiner Erinnerung war das der beste Kerwesamstag, den wir je hatten.

Seit Irmi die Wirtschaft in der Ohlbach betrieb, waren wir fast jedes Wochenende dort. Denn neben der Ohlbach gab es für uns Jugendliche nicht viele Orte, wo wir uns treffen und in Ruhe quatschen konnten. Einige Male trafen wir uns bei Helma und Helmut Geib, die einen Billardtisch oben in der Scheune hatten; aber schnell war klar, dass wir unseren eigenen Raum wollten. Nach einigem Drängeln und Betteln hatten wir den passenden Platz gefunden: Im Keller des Dorfgemeinschaftshauses, wo früher an der Kerb die Bar war, richteten wir uns unseren Jugendraum, das *„Räumsche"*, ein. Ein paar Sofas, das alte Tarnnetz aus der Bar an die Decke, ein alter Couchtisch und das Wichtigste, eine Musikanlage – fertig war unsere „Wohnzimmer", in dem wir gefühlte Ewigkeiten verbrachten. Dort hörten wir laut Musik, rauchten unsere ersten Zigaretten und tranken Bier aus der Dose. Manchmal schlichen wir uns heimlich nachts durch die Garage aus dem Haus und trafen uns im „Räumsche", wobei es meist nicht lang dauerte, bis jemand dahinter kam und uns wieder nach Hause zitierte. Manchmal kamen ein paar Jungs oder Mädels aus den Nachbardörfern, und erste zarte Bande zwischen uns Jugendlichen wurden geknüpft. Auch wenn einige der Eltern oder Nachbarn nicht sonderlich von unserem Jugendraum angetan war, für uns war er perfekte Ort für die frühe Jugend. Wir hatten unseren Freiraum, mussten nicht weit weg, und Mama und Papa wussten, wo wir waren.

Im „Räumche": Steffen, Marion, Julia und Marco, 2002

Irgendwann wurde uns unser Räumchen zu klein. Wir wollten andere Leute treffen, auf die Musik gehen, und so verbrachten wir die Wochenenden entweder in Alsenz im „Bodega“ oder im „Funhouse“; manchmal fuhren wir auch nach Gundersweiler ins „Kult“, und im Sommer fuhren wir auf die Kerwen im Umkreis. Höhepunkt war dabei natürlich immer unsere eigene Kerb. Darauf fieberten wir schon das ganze Jahr hin – das geht mir auch immer noch so, seit ich nicht mehr in Kalkofen wohne.

Langsam trennten sich unsere Wege. Manche von uns fanden eine Ausbildungsstelle in der Nähe, hatten Freund oder Freundin aus der Gegend, und manche verschlug es in die Ferne. Ich zog zuerst nach München und hatte dort so viel Heimweh, dass ich in den ersten zwei Jahren jedes zweite Wochenende und alle Semesterferien in der Heimat verbrachte. Mittlerweile hat es mich noch ein Stückchen weiter, nach Berlin, verschlagen, und trotzdem komme ich, so oft es geht, aber mindestens alle zwei, drei Monate nach Hause.

Obwohl ich nie das Gefühl hatte, dass ich raus muss, nie dachte, dass ich hier den Lagerkoller kriege, habe ich mich entschieden, wegzuziehen. Mich trieb es nicht weg aus der Heimat, vielmehr lockte mich die Neugier, denn eine *Neidschär*, die war ich schon immer. Und auch wenn ich bis heute nicht in die Heimat zurückgekehrt bin und auch noch nicht weiß, ob ich es wieder tue, ist und bleibt Kalkofen meine Heimat. Der Ort, wo meine Familie ist, wo ich ganz einfach zu Hause bin. Heimat ist für mich da, wo ich mich nicht nur oberflächlich zurecht finde, sondern jeden Weg und jedes Haus kenne. Das ist dort, wo Orte mit Erinnerungen verknüpft sind, wo ich Geschichten von Orten und Familien, Hirtenjungen und Siechenhäusern und Galgen kenne, die Papa mir erzählt hat.

Klar, wer in Berlin oder München groß wird oder selbst in Kreuznach, der hat ganz andere Möglichkeiten, was Kino, Kneipen und Mobilität angeht. Aber ob die Kinder dort eine interessantere oder schönere Kindheit haben als im kleinen Kalkofen? Ich denke nicht.

Klar, im Dorf, da fällt einem schon mal die Decke auf den Kopf, man ärgert sich darüber, dass getratscht wird oder man langweilt sich; doch was hier zählt, ist die Gemeinsamkeit und der Zusammenhalt. Das habe ich als Kind schon so empfunden. Vielleicht hatte ich Glück, mit so vielen fast Gleichaltrigen aufzuwachsen und mit meiner großen Familie, aber selbst heute, nach den vielen Jahren, die ich nicht mehr in Kalkofen wohne, kann ich heimkommen, in die Wirtschaft gehen und weiß: Hier gehöre ich hin. Und das ist es, was mich immer wieder gerne heimkommen lässt.

Alsenz
2km
Kalkofen

Sparkassen-Finanzgruppe

Sparkasse Donnersberg.
Seit 175 Jahren „Gut für die Region“.

Die Sparkasse Donnersberg ist und bleibt mit über 300 Mitarbeitern und 15 Filialen der wichtigste Finanzdienstleister im Donnersbergkreis. Wir betreuen kompetent unsere Kunden und versorgen die hiesigen mittelständischen Unternehmen mit allen wichtigen Finanzdienstleistungen. Wir engagieren uns für den Dialog zwischen den Menschen und der traditionsreichen Kultur unserer Region. Auch in Zukunft können Sie sich auf uns verlassen. Während andere sich zurückziehen, bleiben wir vor Ort. Und das ist gut für die Region. www.sparkasse-donnersberg.de

Sparkasse Donnersberg - Freundlich. Sympathisch. Kompetent.

Sparkasse
Donnersberg